

Alain Berset, Helene Fischer, Thierry Carrel, Sex und Feminismus

DIE WELTWOCHEN

Nummer 21 – 24. Mai 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Bestsellerautor
Daniele Ganser
Missionar des Misstrauens



Strom



Windkraft



Solarenergie



Kinderbetreuung



Soziale Sicherheit



Medien



Flankierende Massnahmen



Finanzen

STAAT TOTAL

Abschied vom liberalen Erfolgsmodell



Landwirtschaft



Schule



Kultur



Öffentlicher Verkehr



Wohnen



Sport



Medizin



Entwicklungshilfe

NEU Faszinierendes Indien vom Fluss aus entdecken mit Suitenschiff RV Ganges Voyager I



Es het solangs het **Rabatt* bis Fr. 500.-**
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



Kalkutta–Matiari–Murshidabad–Kalkutta

9 Tage ab Fr. 3790.- (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Signature Suite vorn/hinten, VP, Flüge)

- Neues Routing auf dem unteren Ganges
- Majestätisches Suitenschiff
- Lebendiges und farbenfrohes Indien

1. Tag Zürich–Dubai–Kalkutta Individuelle Anreise zum Flughafen. Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta. **2. Tag Kalkutta** Transfer zum Schiff, Einschiffung. Nachmittags Besuch vom Mutter Theresa Haus und Grabstätte. Spaziergang zum Kinderheim Sishu Bhawan. **3. Tag Kalkutta–Bandel** Morgens Stadtrundfahrt. Mittagessen an Bord. Dann heisst es «Leinen los!». Vor dem Abendessen Besichtigung mit Ausflugsboot der Hooghly Imbarara (Pilgerstätte). **4. Tag Kalna** Rikschafahrt zum Rajbari Tempelkomplex, bestehend aus 108 Shiva Tempeln. **5. Tag Matiari** Am frühen Morgen Besuch des Dorfes, bekannt durch Kupferarbeiten. Schifffahrt vorbei an Plassey. Der Sieg der Schlacht bei Plassey leitete den Beginn der britischen Herrschaft in Indien ein. **6. Tag Khushbagh–Murshidabad** Frühmorgens Ausflug zum Dorf Khushbagh. Fahrt Richtung Baranagar. Besuch der Ziegelstein-Tempel. In Murshidabad Besuch des Hazarduari Palace. **7. Tag Mayapur–Chandernagore** Schifffahrt nach Mayapur, Sitz der Internationalen Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein. Besuch des Campus. **8. Tag Chandernagore–Kalkutta** Spaziergang an der Uferpromenade und Besichtigung der französischen Kolonialbauten. Weiterfahrt nach Kalkutta. **9. Tag Kalkutta–Zürich** Ausschiffung und Transfer zum Flughafen Kalkutta. Rückflug via Dubai nach Zürich. Individuelle Heimreise.

RV Ganges Voyager I*****

Neues 2015 gebautes Luxussschiff mit Platz für 56 Gäste. Es bietet jeglichen Komfort eines Fünf-Sterne-Hotels. Alle Suiten verfügen über Bad mit Dusche/WC, Föhn, Bademäntel und Hausschuhe, Wecker, Safe, TV, individuell regulierbare Klimaanlage und französischen Balkon. Die Signature und Colonial Suiten (24 m²) sind mit einem Queen-Size Bett (kann auch als Einzelbetten gestellt werden) sowie die Heritage Suiten (26 m²), Viceroy Suiten (33 m²) und Maharaja Suite (37 m²) mit einem King-Size-Bett ausgestattet. Die Maharaja Suite hat zusätzlich eine Badewanne. Im Restaurant werden lokale und internationale Speisen serviert. Auf dem teils überdachten Sonnendeck befinden sich klimatisierte Lounge mit Bar, Outdoor Lounge, Spa und Fitnesscenter. Gratis WLAN auf dem Sonnendeck und in der Lounge. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

03.11.–11.11.17 **500** mit Verlängerung bis 18.11.17
 13.11.–21.11.17 **500** mit Verlängerung bis 28.11.17
 28.02.–08.03.18 **500** mit Verlängerung bis 15.03.18
 27.03.–04.04.18* **500** mit Verlängerung bis 11.04.18
 *mit Schwesterschiff RV Ganges Voyager II

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Signature Suite vorne/hinten, franz. Balkon	4290
Signature Suite, franz. Balkon	4490
Colonial Suite, franz. Balkon	4890
Heritage Suite, franz. Balkon	5190
Viceroy Suite, franz. Balkon	5490
Maharaja Suite, franz. Balkon	5790
Zuschlag Alleinbenutzung Signature Suite	990
Verlängerungsprogramm Doppelzimmer	2490
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	990
Zuschlag Business Class und Versicherungen	auf Anfrage

Flusskreuzfahrt inkl. VP, Flüge mit Emirates in Economy Class, alle Ausflüge, lokale Deutsch sprechende Reiseleitung, Thurgau Travel Reisebegleitung ab/bis Zürich. Details im Internet.

Verlängerungsprogramm

9. Tag Kalkutta–Varanasi Flug nach Varanasi. Besuch Bharat Mata Mandir Tempel. Zeremonie «Aarti». **10. Tag Varanasi–Jaipur** Bootstour entlang der Ghats. Besuch der Ruinen und Museum von Sarnath. Flug via Delhi nach Jaipur. **11. Tag Jaipur** Besuch der Altstadt, Marktbesuch und Hawa Mahal. **12. Tag Jaipur–Amber Fort–Agra** Ausflug Amber Fort. Busfahrt nach Agra. **13. Tag Agra–Fatehpur Sikri und Taj Mahal** Ausflug nach Fatehpur Sikri. Besuch Taj Mahal. **14. Tag Agra–Agra Fort–Delhi** Besuch Taj Mahal bei Sonnenaufgang. Fahrt zum Agra Fort. Marktbesuch. Zugfahrt nach Delhi. **15. Tag Delhi** Stadtbesichtigung mit Rikschafahrt. **16. Tag Delhi–Zürich** Rückflug via Dubai nach Zürich. Ind. Heimreise.

Taj Mahal, Agra



Viceroy Suite mit franz. Balkon



Colonial Suite mit franz. Balkon



Alle Ausflüge inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: Heritage River Journeys Pvt Ltd.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie S. Ricklin oder E. Kocsis
 Gratis-Nr. 0800 626 550

REISEGARANTIE **Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
 Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Seine erste Auslandsreise führt US-Präsident Donald Trump zu den heiligen Stätten der grossen Weltreligionen. Zum Auftakt wurde er in Saudi-Arabien von Scheichs und einer Harley-Davidson-Eskorte begrüsst, bevor er zu einer programmatischen Rede über den Kampf gegen den Terror ansetzte. In einer markanten Abkehr von Obamas weicher Nahostpolitik beschwor Trump eine «Schlacht zwischen Gut und Böse». Er erinnerte daran, dass «95 Prozent der Opfer des Terrorismus Muslime» seien. Man könne diese Gefahr «nur mit vereinten Kräften besiegen», sagte Trump und bot vor über fünfzig applaudierenden muslimischen Staatschefs den Schulterchluss an. Die *Weltwoche* druckt die Rede in Auszügen nach. **Seite 12**

Zu Hause in den USA schwelt das Mottfeuer der Trump-Gegner weiter. Erfolge werden kleingeredet, angebliche Missstände hochgespielt. Angeführt wird die Anti-Trump-Brigade von den Medien, die von zahlreichen Lecks profitieren. Urs Gehrig sprach mit Corey Lewandowski, Trumps erstem Kampagnenleiter, der diesen in den Vorwahlen von Sieg zu Sieg geführt hatte. «Ich hatte nie eine einzige Indiskretion zu beklagen», so Lewandowski, der in jüngster Zeit wieder im Weissen Haus gesichtet wurde. «Ich habe persönlich sichergestellt, dass jeder im Team auf Linie ist. Wer seine eigene Agenda nicht zurückstellt, gehört gefeuert.» **Seite 38**

Mit Skepsis reagierte Friedensforscher Daniele Ganser auf die Anfrage von Kulturchef Rico Bandle, ob sie sich zu einem Gespräch treffen könnten. Er sei vorsichtig geworden mit den Medien. Der promovierte Historiker gilt weiterhin als Verschwörungstheoretiker, seit er die offizielle Version der Terroranschläge vom 11. September in Frage stellt. Seinen Fans ist es egal: Seine Bücher sind Bestseller, zu seinen Referaten strömen Hunderte. Das Treffen mit ihm kam dann doch noch zustande: in einer fensterlosen Kammer in einem Keller in Uster ZH, wo Ganser am Abend einen Vortrag hielt. Der Ort hatte etwas Konspiratives, obschon es sich zufällig so ergeben hatte. Ganser filmte das Gespräch mit seinem Mobiltelefon mit. Er wolle sichergehen, dass ihm nichts unterstellt werde, was er nicht gesagt habe. **Seite 30**

Nach vier Jahren ist es da: Helene Fischers neues Album. Es heisst schlicht nach der Sängerin, brach gleich einen Chart-Rekord und ist laut Fischer «mit das persönlichste» Album, das sie bisher gemacht habe. Auf jeden Fall ist «Helene Fischer» noch poppiger als das letzte: Fischer steht an einer Weggabelung; Kenner sehen den Schritt in den internationalen Pop als nächstes, logisches Wagnis. **Seite 58**



Das nächste, logische Wagnis: Helene Fischer.

Während der Begegnung mit Jeff Koons fühlte sich Sven Michaelsen an eine Beobachtung des Malers Jed Martin in Michel Houellebecqs Roman «Karte und Gebiet» erinnert: «Schon seit drei Wochen arbeitete Jed am Gesichtsausdruck von Koons; es wäre nicht schwieriger gewesen, einen pornografischen Mormonen zu malen. Er besass viele Fotos von Koons: allein, in Begleitung von Roman Abramowitsch, Madonna, Barack Obama, Bono, Warren Buffett, Bill Gates. Keines dieser Fotos brachte irgendetwas von Koons' Persönlichkeit zum Ausdruck, auf allen glich er einem Verkäufer von Chevrolet-Cabrios, es war die Erscheinung, die er gewählt hatte, um sich der Welt zu präsentieren.» **Seite 50**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwanager,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler,
Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

BURAIN²

RÜSCHLIKON



An feinsten Adresse in Rüslikon, am Burain 2/ Im Siefädeli 10, erstellen wir ein einzigartiges Mehrfamilienhaus mit Seesicht.



Das Bijou von Rüslikon

- 3.5- 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen (nur noch 2 Wohnungen im Angebot)
- Exklusive und hochwertige Ausstattung
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge
- Ruhige Lage
- Öffentliche Verkehrsmittel in 2 Minuten erreichbar

Bauherr/Verkauf/Kontakt

Meili Unternehmungen
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch
Telefon 044 396 99 79

www.burain2.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

Staat total

Warum setzt sich in der Schweiz die Planwirtschaft durch?

Von Roger Köppel

Den Abstimmungssonntag verbrachte ich im Büro beim Redigieren der neuen Ausgabe, die wegen Auffahrt einen Tag früher erscheint. Ich dachte, es würde enger werden bei der Energievorlage. Ingeheim hoffte ich natürlich auf eine Ablehnung, doch wie schon bei Trump und Brexit lag ich gefühlsmässig falsch. Ich hatte es kaum für möglich gehalten, dass die Briten aus der EU austreten und die Amerikaner den blonden Aussenseiter wählen würden. Ein Nein gegen die fremdfinanzierte bundesrätliche Energiewende schien mir rückblickend wahrscheinlicher.

Was bedeutet dieser Volksentscheid? Es ist ein weiterer Etappensieg für die politischen Etatisten und Subventionisten, die dem Staat eine führende Rolle in der Gestaltung unseres Lebens übertragen wollen. Und natürlich ist es ein persönlicher Sieg für Bundesrätin Doris Leuthard, die mit robustem Charme nicht nur im behördlich konzessionierten Monopolfernsehen, sondern als Medienministerin auch bei den mittlerweile eng mit dem Staat verbandelten Ringier-Zeitungen unbehindert für ihre Vorlage weibeln durfte.

Das eigentlich Bemerkenswerte am Erfolg der Bundespräsidentin aber ist für mich, wie es die einstige Vorkämpferin der Kernenergie fertigbrachte, sich in den Augen der Öffentlichkeit glaubwürdig in die Rolle der beherzten Dammbrecherin für den Atomausstieg einzuschmiegen. Leuthards drastische Kehrtwende hätte bei den meisten anderen Politikern eine Totalverdampfung ihrer Vertrauenswürdigkeit bewirkt. Ich vermute, es hat auch mit dem grundsätzlich volatilen Charakter der CVP zu tun, mit der am Ende wohl auch theologisch begründeten, faszinierenden Beweglichkeit dieser Partei, dass die Aargauerin am Ende trotzdem so steil herauskam.

Abseits des politischen Personals muss man sich die Frage stellen, ob wir in der Schweiz eine Art Wertewandel erleben weg vom traditionellen liberalen Modell der Selbstverantwortung und der Marktwirtschaft hin zu einer neuen, stärker staatlich gesteuerten und von den Leuten demokratisch gewollten, sozusagen fürsorglichen Freiheitsberaubung, die durch die Vergabe von Geschenken und Subventionen verzuckert werden soll. Ich bin überzeugt, dies ist momentan der Fall.

Für mich und meine eigene politische Orientierung war das Buch des früheren *Weltwoche*-Chefredaktors Lorenz Stucki prägend: «Das

heimliche Imperium – Wie die Schweiz reich wurde». In dieser seinerzeit mutig gegen den sozialistischen 68er Zeitgeist geschriebenen Abhandlung legt der Autor anschaulich und gut verständlich dar, warum unser von Natur aus armes Land ohne Macht, ohne Kolonien und ohne Bodenschätze zu einer der grössten Wohlstandsoasen der Welt werden konnte.

Für Stucki lag der Schlüssel in der freiheitlichen Staatsform, dieser Bürger-Demokratie im wahrsten Sinne des Wortes, die auf die Interessen jener Leute ausgerichtet blieb, die



Pampers-Staat: FDP-Bundesrat Villiger, 2001.

ihren Lebensunterhalt im Markt selber verdienen müssen. Das Wort «Staat» als direkter Garant, Ermöglicher oder gar Hersteller von Wohlstand kam nicht vor. Der Staat war wichtig, aber nur als Hüter und Gewährleister eines stabilen rechtlichen Rahmens, in dem die Menschen möglichst ungehindert ihren Vorteil suchen sollen. «Die enorme Freiheit der Leistung», so lautete verdichtet für Stucki die Schweizer Formel des Erfolgs.

Was ist von diesem urliberalen Credo übriggeblieben? Es ist unter Druck. Der Staat wächst und breitet sich aus. Noch Mitte der neunziger Jahre war es ein kleiner intellektueller Skandal, als der damalige FDP-Bundesrat Kaspar Villiger

in einem NZZ-Aufsatz den Staat aus freisinniger Sicht neu definierte als eine Art Mitgestalter und Helfer, vom strengen Vater zur fürsorglichen Mutter. Inzwischen hat sich der von Villiger skizzierte Pampers-Staat an den meisten Fronten durchgesetzt: Die Bundesausgaben klettern auf demnächst über 70 Milliarden Franken. Das ist mehr als doppelt so viel wie 1990. Sage und schreibe 35 000 Bundesangestellte sind tagtäglich damit beschäftigt, ihre Existenz zu rechtfertigen für einen lukrativen Durchschnittslohn von 120 000 Franken jährlich, und dies erst noch in den geschützten Werkstätten des öffentlichen Sektors.

Was ist so betörend am Sozialismus? Was ist so anziehend an der Planwirtschaft? Die Energievorlage zeigt es deutlich.

Erstens: Der Reiz der Planwirtschaft besteht darin, dass der Staat ein Heer von Abhängigen und Profiteuren züchtet. Viele bekommen etwas auf Kosten der anderen, die allerdings noch gar nicht merken, dass am Ende sie es sind, die den Zauber bezahlen müssen. Das System stürzt ein, sobald sich die Kostenwahrheit nicht mehr wegleugnen oder verstecken lässt.

Zweitens: Wenn sich der Staat mit der Wirtschaft ins Bett legt, ist das zunächst angenehm und bequem für alle Seiten. Nicht mehr die Leistung am unberechenbaren Markt, sondern die Qualität der persönlichen Beziehungen zwischen Behörden und Unternehmen zählt. Für die Firmen, die mit ihm verkuppelt sind, schaut der Staat, was wiederum den Managern das Wirtschaften vorübergehend erleichtert. Mehr Staat aber heisst zwangsläufig mehr Korruption. Denn mehr Staat bedeutet weniger Wettbewerb und weniger Kontrolle der exklusiv Beteiligten, die in der Folge immer mächtiger und korrupter werden.

Drittens: Der Sozialismus schmeichelt dem Hoffnungs- und Grössenwahn-Gen im Menschen. Er spricht jene Teile unseres Selbst an, die empfänglich sind für die Botschaft, dass wir mit vereinten Kräften und gutem Willen alles erreichen und sogar die Wirklichkeit überlisten können. Leuthard und ihre Mitstreiter versprachen den Leuten das Blaue vom Himmel. Der Aufbruch ins Nirwana der erneuerbaren Energien sei zum Nulltarif von vierzig Franken jährlich zu haben. Dagegen wirkte das nackte, schneidende Nein der Gegner so verführerisch wie Hartbeton.

Noch ist die Schweiz kein Italien, das seit Jahrzehnten von einer Bürokratie bössartiger Anwälte beherrscht wird. Doch der Trend bleibt beunruhigend. Die Geschichte lehrt uns immerhin eine gewisse Zuversicht: Bisher produzierte in der Schweiz noch jede Fehlentwicklung irgendwann die rettende Gegenreaktion. Solange unsere Demokratie möglichst offen und direkt bleibt, lassen sich auch die grössten Irrtümer korrigieren.

Im Schnitt einfach besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE



Brillanter Rhetoriker: Daniele Ganser. Seite 30



Aufbruch in Nahost: Trump (r.) in Riad. Seite 12



«Meine Werke sind anti-elitär, massenkompatibel und demokratisch.»

Jeff Koons: Seite 50

Titelgeschichte

- 5 **Editorial**
- 9 **Energiewende**
Kraftlose Sonntagliberale
- 16 **Staat total** Die Schweiz verabschiedet sich vom liberalen Erfolgsmodell
- 18 **Energiewende** Das sind die Profiteure
- 19 **Unerfüllbare Versprechen**
Fiktion statt Versorgungssicherheit

Kommentare & Analysen

- 10 **Im Auge**
Kára McCullough, Schönheitskönigin
- 11 **Unternehmen** Die geplante Fusion von Clariant und Huntsman
- 12 **Medien** Das Schweizer Fernsehen hält sich für unfehlbar
- 12 **Essen** Maden-Chips und Larven-Riegel
- 14 **Personenkontrolle** Rösti, Rime, Knecht, Gössi, Leuthard, Meierhans, Wertli, Schwaller, Hollenstein etc.
- 15 **Nachruf** Chris Cornell, Rockmusiker
- 20 **Mörgeli** Zu viele Hunde, ein Hase
- 20 **Bodenmann** Bling-Bling-Schmid weg
- 21 **Medien** US-Journalisten fliegen
Indiskretionen nur so zu
- 21 **Die Deutschen** Auf Achse

Inland

- 27 **Schweizer Steuergeld für Schlepper**
Die Deza sponserte eine Organisation, die illegale Migranten einschleust
- 28 **Alain Berset** Der Super-Etatist und die Versuchungen der Macht

- 30 **Daniele Ganser**
Ein Mann gegen das Imperium
- 34 **Die Schweiz im Sterbewahn**
Auswüchse des assistierten Suizids

Interviews

- 38 **Corey Lewandowski** Trumps erster Wahlkampfchef über mangelnde Disziplin und Lecks im Weissen Haus
- 50 **Jeff Koons** Treffen in Paris mit dem erfolgreichsten Künstler der Gegenwart

Ausland

- 12 **«Das ist eine Schlacht zwischen Gut und Böse»** Trumps Rede in Riad im Wortlaut
- 13 **Riad-Rede** Trumps neue Rhetorik
- 36 **Thailand** Die Eskapaden des neuen Königs Maha Vajiralongkorn
- 40 **Österreich** Ein Land holt auf
- 42 **Iran** Die Macht bleibt in den Händen erzkonservativer Männer
- 44 **Migration** Die Visapflicht für die Ukrainer wird aufgehoben
- 46 **Südafrika** Gewalt gegen Weisse nach dem Ende der Apartheid

Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Wirtschaftswunder Schweiz**
Die Industrie hat die Währungs Nachteile wettgemacht
- 26 **Thierry Carrel** Kritik am Machtbewusstsein des Starchirurgen

Kultur & Gesellschaft

- 29 **Schweizer Fernsehen** Die Konkurrenz hat mehr Schwung
- 32 **Feminismus und Sex** Regula Stämpfli über Gender-Fantasien
- 54 **Peter von Matt** Würdigung des bedeutendsten Schweizer Germanisten
- 58 **Helene Fischer** Der Masterplan der Sängerin auf dem Weg zum Weltstar
- 61 **Rezension** Thomas Wördehoff über das neue Album von Helene Fischer

Rubriken

- 48 **Ikone der Woche**
Marion Cotillard, Schauspielerin
- 53 **Die Bibel**
Auch für Atheisten
- 55 **Jazz** Louis Armstrong
- 57 **Knorr** Dritte Staffel der Kultserie «Twin Peaks»
- 56 **Knorrs Liste**
- 62 **Thiel** Energiezukunft
- 62 **Namen**
Der Schlüssel zum Luxus
- 62 **Fast verliebt** Hetero-Lesben
- 63 **Unten** durch Zwanzig Minuten
- 64 **Wein** Pinot von jenseits des Limes
- 65 **Auto** Suzuki Swift 1.0
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**



Aeroflot Business Class

Bietet den höchsten Grad an Komfort und individuellem Service auf allen Etappen Ihrer Reise

GENIESSEN SIE NUR DAS BESTE VON OSTEUROPAS FÜHRENDER AIRLINE



Freigepäckmenge – 2 aufgebundene Gepäckstücke mit jeweils bis zu 32 kg Gewicht**



Modemes Unterhaltungssystem an Bord****



96.5 – 190.5 cm Sitzabstand***



Mahlzeiten und Getränke werden in Glas- und Porcellangeschirr sowie mit Metallbesteck serviert

 Airport Ticket Office, Terminal 2, Zürich-Airport.

 +41 43 816 40 48

 zrhapsu@aeroflot.ru



THE WORLD'S 4-STAR AIRLINE

www.aeroflot.com

Install app:



* Laut 2016 SkyTrax Award; ** Freigepäckmenge je nach Flugstrecke; *** Je nach Flugzeugtyp; **** Verfügbarkeit der Unterhaltung an Bord je nach Flugstrecke und Flugzeugtyp. Erkundigen Sie sich bei Ihrem Flugbegleiter/ Ihrer Flugbegleiterin über Verfügbarkeit



Exklusives Leserangebot: «Park Weggis»-Resort Sommertraum am Vierwaldstättersee

Luxus, Tradition und ein Gefühl von Freiheit – das erwartet Sie im traditionsreichen Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» mit traumhafter Aussicht auf den See und in die Berge.

Das idyllisch an der Rigibucht gelegene Weggis ist bekannt für die Freiheitsliebe seiner Bewohner: Nachdem es lange unter der Herrschaft der Habsburger gestanden hatte, wurde es 1332 zur freien Republik. Später wehrten sich die Weggiser in mehreren Aufständen gegen die Herren von Luzern, von denen sie 1380 bis 1798 verwaltet wurden.

Heute erwartet Sie am Ufer des Vierwaldstättersees ein Urschweizer Sommertraum. Im Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» vereinen sich Tradition und Moderne auf höchstem Niveau. Das elegante Domizil lässt mit viel Gastfreundschaft und Liebe zum Detail keine Wünsche offen.

Neben dem eigenen Strandbereich bietet das Swiss-Deluxe-Hotel umfassende Wellness-Möglichkeiten inmitten eines japanischen Gartens. Feinschmeckern stehen drei Restau-

rants – zwei vom «Gault Millau» prämiert – sowie die «Lalique Caviar Bar» und die «Beach Bar Lounge» zur Verfügung. Lassen Sie sich verwöhnen und geniessen Sie eine wohlverdiente Auszeit vom Alltagsstress.



Platin-Club-Spezialangebot

Luxus-Aufenthalt im «Park Weggis»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Begrüssungswein und Früchteteller
- Apéritif in der «Beach Bar Lounge»
- Mediterranes 4-Gang-Dinner in der «La Brasserie»
- Authentisches 3-Gang-Dinner im «Park Grill»
- Massage unter Palmen am See (30 Min.)
- Hoteleigener Strand, Infinity-Aussenpool, Stand-up-Paddles, Kanus, Mountainbikes, E-Bikes etc. zur freien Benützung
- Rigi-Tagesticket mit Picknick inkl. einer Flasche Rosé

Spezialpreise:

Im Doppelzimmer: ab Fr. 834.– (statt 1050.–) pro Person
Im Einzelzimmer: ab Fr. 960.– (statt 1130.–) pro Person
Weitere Kategorien auf Anfrage

Buchung:

Verfügbar ab 1. Mai bis 30. September 2017
(nach Verfügbarkeit, ausgenommen 1. August).
Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 041 392 05 05.
Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Park Weggis*****S
www.parkweggis.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Kraftlose Sonntagliberale

Von René Zeller — Der deutliche Zuspruch für die Energiewende zeigt: Das Stimmvolk hat keine Angst vor dem Bürokratiemonster. Die Devise lautet: «Mehr Staat, weniger Freiheit».



Selbstverschuldetes Malaise: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann (FDP).

Das Volk hat den Kompass fixiert. Nach dem jüngsten Abstimmungssonntag ist die Energiewende nicht mehr umstritten, sondern ein Faktum. Die Schweiz wird in absehbarer Zeit ohne Kernkraftwerke kutschieren müssen. Wer dies nach dem glasklaren Verdikt des Souveräns immer noch in Zweifel zieht, ist ein schlechter Demokrat.

Konkret zu klären war aufgrund des von der SVP angestrebten Referendums die energiepolitische Marschrichtung. Darüber hinaus ist das Ergebnis aber auch ein deutlicher Fingerzeig, wie sich die politische Grosswetterlage hierzulande präsentiert. Zwei Denkschulen prallten aufeinander. Die Befürworter der Energiestrategie 2050 favorisierten mannigfaltige staatliche Anschubhilfen. Ohne regulatorische Krücken sei der Kurswechsel nicht möglich. Die Gegner stemmten sich gegen Subventionen, sie warnten vor einem planwirtschaftlichen Overkill und plädierten für Vertrauen in die Innovationskraft des freien Marktes. Die Antiregulierer sind die Verlierer.

Selbstverschuldetes Malaise

Die Niederlage für die liberale Grossfamilie kommt nicht über Nacht. Die politischen Parteien, die nicht müde werden, vor Bürokratisierung und Bevormundung zu warnen, verlieren schleichend an Terrain. Das Malaise ist selbstverschuldet, weil Wort und Tat auseinander-

klaffen. Rechts der Mitte wird unablässig das Klagegedicht über den wuchernden Paragrafendschungel intoniert. Doch die bürgerlichen Kräfte, die seit je die Mehrheit in den eidgenössischen Räten stellen, sind ausserstande, dem von links eingeforderten Etatismus Einhalt zu gebieten. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, kein Freund von staatlichem Interventionismus, hielt seinen Gesinnungsfreunden unlängst via NZZ den Spiegel vor: «Wir reden zwar von Deregulierung und Bürokratieabbau, aber wir machen genau das Gegenteil. Pro Woche produzieren wir 140 A4-Seiten zusätzliche Vorschriften.»

Die FDP, Schneider-Ammanns Partei, räumt dem Kampf gegen die grassierende Regulierungswut oberste Priorität ein. Die Leistungsbilanz ist mehr als dürftig. Der Versuch, mit einer Volksinitiative («Bürokratie-Stopp!») gegenzusteuern, scheiterte 2012 schon im Unterschriftenstadium kläglich. An ihrer Agenda hält die FDP gleichwohl fest. Doch handfeste Projekte – «Easy Swiss Tax», einheitlicher Mehrwertsteuersatz, Individualbesteuerung – sind bis dato Papiertiger geblieben.

Im Parlament sind zahllose Vorstösse hängig, die dazu beitragen sollen, den Paragrafendschungel auszudünnen. Ihre Inhalte stammen nicht nur aus freisinnigen Federn. Auch in den Reihen von SVP und CVP wird wortreich

»» Fortsetzung auf Seite 10

Miss Atomica



Kara McCullough, Schönheitskönigin.

So gescheit und doch so blöd, sich zur Miss USA wählen zu lassen. Selten hat sich eine Queen wie Kára Deidra McCullough, 25, derart rechtfertigen müssen, nicht dafür, dass sie so schön ist, aber dass sie als hochqualifizierte Nuklearwissenschaftlerin über den Laufsteg stöckelt. Und erst noch für eine Miss-Organisation, in der Donald Trump jahrelang seinen Finger stecken hatte, bevor er sich entschied, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden.

Die reizende Kára ist also Miss USA geworden, nicht zu verwechseln mit Miss America von der Konkurrenz, und sie wird das Land auch bei der Miss-Universum-Kür vertreten. (Barack Obama witzelte über Trump, dass dessen aussenpolitische Kenntnisse auf seinen Erfahrungen als Herrscher über dieses Universum des schönen Scheins beruhten.) Kára McCullough selber hat einen durchaus globalen Curriculum Vitae: geboren in Neapel als Kind eines US-Marines, der seine Familie in Italien, Südkorea, Japan, Hawaii und später in Virginia Beach stationierte. Das junge Mädchen studierte Chemie und spezialisierte sich auf Nuklearchemie, radiologische Diagnostik und Therapien, an deren Anfang schon eine Frau stand: Marie Curie.

Mittlerweile arbeitet sie für die NRC, die Nuclear Regulatory Commission, eine Regierungsagentur, die alle zivilen Anwendungsbereiche der Atomenergie kontrolliert, hauptsächlich in der Medizin. Selber argwöhnisch überwacht von Radikalfeministinnen, die sie als exhibitionistische schwarze Barbiepuppe verachten, seit sie bei der Siegesparade nicht ihre Tränchen abwischte, sondern elegant ihren weissen Rock entfaltete und Bein zeigte. «Für mich als Wissenschaftlerin bedeutet Feminismus Chancengleichheit. Ich sitze manchmal in Arbeitsgremien mit zwei Frauen auf zehn Männer.» Dass sie als Staatsangestellte über eine garantierte Krankenversicherung verfüge, sei «kein Recht, sondern ein Privileg», sagte sie, und das hat Mister President, dem Missen-Experten, sicher gefallen. *Peter Hartmann*

der Kahlschlag administrativer Vorschriften und Verbote gefordert. Im Wahljahr 2015 hatte der Bürokratieabbau-Aktionismus Hochkonjunktur. Der Frankenschock, ausgelöst durch Nationalbank-Präsident Thomas Jordan, fachte das Lamento zusätzlich an. Eine wirtschaftspolitische Revitalisierungskur sei dringlich, forderten die Spitzen von FDP und SVP lautstark. Der Berg an Vorstössen hat bisher eine Maus geboren, das berüchtigte bürgerliche Schulterchluss-Manifest von 2015 ist längst Geschichte.

Dass die Verfechter einer möglichst freien Marktwirtschaft sukzessive in die Defensive gedrängt werden, ist auch den Sprachrohren der Wirtschaft anzulasten. Deren Wankelmütigkeit trat im Kampf um die Energiewende überdeutlich zutage. Der Dachverband Economie-suisse flüchtete sich in Stimmenthaltung, was einer wirtschaftspolitischen Bankrotterklärung gleichkommt. Der Schweizerische Gewerbeverband stufte die Energievorlage zwar als ordnungspolitischen Murks ein, was ihn aber nicht davon abhielt, die Ja-Parole auszugeben. Das war insofern ein Salto rückwärts, als sich die Standesorganisation der KMU-Wirtschaft seit 2010 mit Haut und Haaren dem Kampf gegen die Regulierung verschrieben hat.

Das Ja zur Energiewende zeigt exemplarisch, wie heterogen das bürgerlich-liberale Lager geworden ist. Der gemeinsame Nenner, den der Freisinn einstmals in den provokativen Slogan «Mehr Freiheit, weniger Staat» gegossen hatte, trägt nicht mehr. Das Misstrauen in die Wirtschaft ist zu einer politischen Konstante geworden. Dazu haben die Banken mit ihren Bonus-Exzessen beigetragen. Die Pharma-Lobby hat kein Interesse, den Medikamentenmarkt zu deregulieren. Dass die Landwirtschaft unter bürgerlichem Heimatschutz steht, macht die Performance besagter Parteien auch nicht besser.

Rare Lichtblicke

Ist es angezeigt, von einer Krise der liberalen Schweiz zu sprechen? Ja – auch wenn eine grossräumige Leistungsbilanz den tröstlichen Hinweis zulässt, dass der Abwehrkampf gegen den von links befeuerten Staatsausbau nicht gänzlich aussichtslos ist. In den letzten Jahren sind die gewerkschaftliche Mindestlohninitiative und die jungsozialistische «1:12»-Initiative vom Stimmvolk abgeschmettert worden. Das Parlament versenkte das dirigistische Präventionsgesetz, und es hat unlängst das Obligatorium für Hundekurse aufgehoben. Immerhin.

Die antiregulatorischen Lichtblicke können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Perspektiven düster sind. Es gibt zu viele Sonntagliberale, die einknicken, sobald das süsse Gift der Subventionen lockt. Die ordnungspolitische Reinigungsequipe im Bundeshaus agiert kraftlos. Der Staat ist auf dem Vormarsch. Das unterstreicht Volkes Ja zur Energiewende, an der nicht mehr zu rütteln ist.

Konzerne

Gleichstellung

Von Beat Gygi — Clariant und Huntsman wollen sich als gleichwertige Partner zusammenschliessen. Erfahrungen bei LafargeHolcim lassen Alarmlämpchen aufleuchten.

Auf den ersten Blick scheinen die beiden Ereignisse nichts miteinander zu tun zu haben. Am Montag haben die Spitzen des Basler Chemiekonzerns Clariant und des amerikanischen Konkurrenten Huntsman angekündigt, sie wollten ihre Unternehmen zusammenschliessen und zum weltweit führenden Akteur der Branche machen. Gleichen tags kam vom Zementkonzern LafargeHolcim und vom Spezialchemie-Hersteller Sika die Meldung, der Sika-Chef Jan Jenisch werde Mitte Oktober zu LafargeHolcim wechseln und die Geschäftsleitung übernehmen. Jenisch ist vor allem bekannt durch seinen energischen Kampf, den er seit Ende 2014 zusammen mit dem Sika-Verwaltungsrat gegen den Verkauf der Sika-Mehrheit an den französischen Konzern Saint-Gobain führt. Nun soll er beim schweizerisch-französischen Gebilde LafargeHolcim das Vakuum an der Spitze füllen. Vor einem Monat musste LafargeHolcim den Abgang des bisherigen Konzernchefs Eric Olsen ankündigen, nachdem Schutzgeldzahlungen in Syrien entdeckt worden waren.

Harmoniebestrebungen

Die beiden Meldungen vom Montag hängen vor allem deshalb eng zusammen, weil der Zusammenschluss des schweizerischen Holcim-Konzerns und des französischen Konkurrenten seinerzeit im April 2014 ähnlich angekündigt worden ist wie nun die Kombination Clariant/Huntsman: als *merger of equals*, als Fusion zweier gleichwertiger Partner. Es soll nicht einen Käufer und einen Gekauften geben. Dahinter steht das Bestreben, so wenig Debatten wie möglich über Ungleichheiten, Ungleichbehandlungen oder Unterordnungsverhältnisse aufkommen zu lassen und Ausgleichszahlungen zu vermeiden. Die Zeit nach dem Zusammenschluss soll nicht belastet werden mit interner Konkurrenz um Finanzen, Leute und Positionen.

Solche Harmoniebestrebungen zeigen sich beim Clariant-Huntsman-Zusammenschluss darin, dass die Spitzenpositionen sozusagen brüderlich geteilt werden; der bisherige Clariant-Konzernchef Hariolf Kottmann wird Verwaltungsratspräsident, Peter Huntsman, bisher Chef seiner Gruppe, wird Konzernchef des neuen Gebildes, das Huntsman-Clariant heisst und dessen zusammengelegte Aktien zu 48 Prozent der Huntsman-Seite und zu 52 Prozent der Clariant-Seite zugeordnet sind. Der Gründer und bisherige Chairman Jon Huntsman wird

eine Art Ehrenpräsident, der Finanzchef wird von Clariant mit Patrick Jany gestellt. Zudem wird der Verwaltungsrat von beiden Seiten mit gleich vielen Mitgliedern besetzt, der internationale Hauptsitz wird in Pratteln, ein operativer Hauptsitz in Texas eingerichtet. Die Aktien werden an der Schweizer Börse wie auch an der New Yorker Börse kotiert.

Die Begründungen für die Kombination der beiden Unternehmen tönen ebenfalls ähnlich wie seinerzeit bei Holcim. Durch die Zusammenlegung der Geschäfte seien bald umfangreiche Synergiewirkungen realisierbar. Bei einem Jahresumsatz von gut 13 Milliarden Dollar will man pro Jahr gut 400 Millionen Dollar zusätzlich verdienen, da in neuer Grösse effizienter gearbeitet werde. Ganz ähnlich lauteten die Argumente damals bei Holcim und Lafarge.

Klar, mit alledem ist nicht gesagt, dass die Fortsetzung bei Clariant ähnlich laufen wird. Aber es deutet vieles darauf hin, dass all die Versuche zum gleichen Gewichten von Holcim- und Lafarge-Anliegen erst recht Spannungen hervorgerufen haben. Es wurde ein Klima geschaffen, in dem bei jedem Thema millimetergenau gemessen wurde, ob die eigene Seite nicht etwa zu kurz kommt. Lafarge-Holcim leidet bis heute unter diesen Spannungen, und der Geschäftserfolg blieb unter den Erwartungen.



Effizienter zu zweit? Kottmann (l.), Huntsman.

Unfehlbar

Von Rico Bandle — Alle machen Fehler. Alle? Nein, unser nationales Fernsehen ist perfekt. Absolut perfekt.

Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) setzt auf Qualität. Deshalb verfügt es über eine ganze Reihe von Kontrollgremien. Für die Beurteilung des Programms gibt es den Publikumsrat. Will ein Zuschauer eine journalistische Fehlleistung beanstanden, kann er dies beim Ombudsmann tun. Wer dessen Entscheid weiterziehen möchte, wendet sich an die Unabhängige Beschwerdeinstanz. Auch in den publizistischen Leitlinien von SRF tönt alles wunderbar. «Die klare, unmissverständliche Korrektur von Fehlern dient der Glaubwürdigkeit», heisst es dort.

So weit zur Theorie. Wie sieht es in der Praxis aus? Drei der prominentesten Fälle der letzten Jahre:

1 – Fall Thiel: Der Ombudsmann rügte TV-Talker Roger Schawinski wegen der Einblendung eines aus dem Kontext gerissenen Zitats. Der Moderator hatte damit versucht, seinen Gast Andreas Thiel als Rassisten zu überführen. Gemäss Ombudsmann war das Vorgehen Schawinskis «irreführend» und eine «gravierende Fehlleistung». So sahen es auch Hunderte von Zuschauern und die meisten Beobachter. Doch SRF-Chefredaktor Tristan Brenn stritt bis zuletzt vehement ab, dass da etwas aus dem Kontext gerissen worden sei.

2 – Fall Ganser: Ähnlich wie Schawinski bei Thiel ging «Arena»-Moderator Jonas Projer bei Historiker Daniele Ganser vor: Er blendete ein Zitat aus einem privaten E-Mail ein, das mit dem Sendungsinhalt nichts zu tun hatte, aber den Gast in ein schlechtes Licht rücken sollte. Für Chefredaktor Brenn war dieses Vorgehen «verständlich und journalistisch richtig», wie er in einer Stellungnahme schrieb. Der Ombudsmann erteilte dem Sender eine heftige Rüge: «Erstens war es nicht fair, eine E-Mail, die eigentlich zum Privatbereich gehört, ohne Ihre [Gansers] Einwilligung im Fernsehen zu veröffentlichen. Zweitens war es nicht fair, bei dieser E-Mail den zweiten Teil wegzulassen, obschon er ebenfalls in den Zusammenhang gehörte.»

3 – Fall Walker: Die «Rundschau» verteidigte über Monate hinweg den mutmasslichen Mörder Ignaz Walker und propagierte in mehreren Sendungen eine abenteuerliche Theorie, laut der der Angeschuldigte in Wahrheit das Opfer eines Komplotts sein soll. Das Bundesgericht hielt nicht nur fest, dass die Komplott-



«Irreführend»: TV-Talker Schawinski.

theorie «klar verworfen» werden müsse, sondern bezichtigte die «Rundschau» gar, das von ihr ausgehängte Beweismaterial «offenbar selektiv» geschwärzt zu haben. Dadurch sei «der Sinn des Dokuments [...] verändert» worden. Das Vorgehen der «Rundschau» komme «einer eigentlichen Manipulation gleich». Ein beispielloser Vorwurf des höchsten Gerichts an ein Medienunternehmen. Anstatt den Vorwurf von einer unabhängigen Stelle untersuchen zu lassen, was dringend nötig wäre, streitet SRF alles ab. Und beharrt darauf, «ausgewogen» berichtet zu haben. Schreibt ein anderes Medium über das Vorgehen der «Rundschau» und die Rüge des Bundesgerichts, so lässt ihm SRF umgehend per Anwalt eine Forderung für eine Gegendarstellung zustellen (siehe Seite 66).

«Fehler machen alle – glaubwürdig sind diejenigen, die offen zu ihnen stehen und korrigieren, was korrigiert werden muss», heisst es in den publizistischen Leitlinien von SRF. Aber eben, SRF ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt: Der Sender macht keine Fehler. Ausser vielleicht mal bei einer Bagatelle. Das wird dann irgendwo versteckt auf der SRF-Internetseite unter «Korrekturen» richtiggestellt.

Wer so unfehlbar ist wie SRF, der kann eigentlich auf teure Kontrollgremien und publizistische Leitlinien getrost verzichten.

Pfui Käfer!

Von Alex Reichmuth — Nein, ich werde keine Insekten essen.

Ich bin hoffnungslos out. Mir wird nämlich Übel beim Gedanken, allerlei Glitschiges und Vielbeiniges in meinen Mund zu stopfen. Seit diesem Monat sind in der Schweiz Insekten zum Verzehr zugelassen, ganz offiziell. Darum ist hierzulande das Zeitalter der «Knusper-Krabbler» angebrochen: präsentiert werden geröstete Grillen und frittierte Heuschrecken. Dazu werden vermanschte Maden und pürierte Würmer serviert. Coop hat die Insekten-Burger bereits angekündigt, die Konkurrenz wird sicherlich schon bald mit eigenen Menüvorschlägen kontern.

Offenbar bin ich einer der Letzten, der mit der Entomophagie hadert, also dem Verzehr von Insekten. Ob Maden-Chips oder Larven-Riegel: Die bessere Ernährung sei das, heisst es, da umweltschonend. Ab 2050 soll die Landwirtschaft nicht mehr in der Lage sein, genügend Fleisch zu produzieren, so die Uno. Also müssen wir uns an Kakerlaken schadlos halten. Sicher tauchen bald auch geschmorte Zikaden, gebrühte Hornissen und kandierte Wasserläufer auf den Tellern auf.

Ergebnis der Evolution

Ekel ist eine angeborene Reaktion. Schon Babys zeigen den typischen Gesichtsausdruck, wenn es unverhofft krecht und fleucht. Der Widerwille vor allzu Lebendigem ist Ergebnis Jahrmillionen langer Evolution – genau wie die Abneigung gegenüber Fäkalien, Eiter und



Es krecht und fleucht: Insekten-Burger.

Geschwüren. Das Gefühl ist ein Wink der Natur mit dem Zaunpfahl: Achtung, Gefahr. Halte Abstand!

Gut möglich, dass mein Würgen beim Gedanken an den Verzehr einer Mehlwurmsuppe der tatsächlichen Gefahrenlage unangemessen ist. Bei so viel Aversion aber vertraue ich meinem Instinkt. Haltet mir die Würmer vom Leib.

«Das ist eine Schlacht zwischen Gut und Böse»

Pakt mit den islamischen Ländern. Kampf dem Terrorismus. Aufbruch in Nahost. Bei seinem programmatischen Auftritt vor fünfzig arabischen Staatschefs in Riad schlägt US-Präsident Donald Trump neue Töne an. Die *Weltwoche* druckt die Schlüsselstellen der bemerkenswerten Rede ab.

«Amerika ist eine souveräne Nation, und unsere Priorität ist die Sicherheit unserer Bürger. Wir sind nicht hier, um Lektionen zu erteilen – wir sind nicht hier, um den Menschen zu erzählen, wie sie zu leben, was sie zu tun, wer sie zu sein oder wie sie ihren Glauben auszuüben haben. Wir sind hier, um eine auf gemeinsamen Interessen und Werten fussende Partnerschaft anzubieten, damit wir einer besseren Zukunft für uns alle entgegengehen können.

Hier an diesem Gipfel werden wir viele Interessen diskutieren, die wir gemeinsam haben. Aber vor allem müssen wir vereint sein im Verfolgen des einen Ziels, das alle anderen Erwägungen überschattet. Bei diesem Ziel handelt es sich um die grösste Prüfung der Geschichte – es geht darum, den Extremismus zu bezwingen und die Kräfte des Terrorismus zu besiegen.

Muslimische Jungen und Mädchen sollten ohne Angst, sicher vor Gewalt und frei von Hass aufwachsen können. Junge muslimische Männer und Frauen sollten die Chance kriegen, eine neue Ära des Wohlstands für sich und ihre Völker zu schaffen. Mit Gottes Hilfe wird dieser Gipfel den Anfang des Endes für diejenigen bedeuten, die Terror praktizieren und diese üble Überzeugung verbreiten. Gleichzeitig beten wir darum, dass man sich eines Tages an dieses besondere Treffen als an den Anfang des Friedens im Nahen Osten erinnern wird – und vielleicht sogar des Friedens auf der ganzen Welt.

«Riesige historische Schätze»

Diese Zukunft kann nur erreicht werden, wenn wir den Terrorismus und die Ideologie, die ihn antreibt, bezwingen. Wenige Nationen sind vor seinem gewaltsamen Wirken verschont geblieben.

[...]

Aber in Zahlen gemessen, haben die ungeschulden arabischen, muslimischen und nahöstlichen Völker den höchsten Blutzoll entrichten müssen. In dieser Welle fanatischer Gewalt haben sie die Hauptlast des Mordens und der Zerstörungen getragen. Gemäss Schätzungen sind 95 Prozent der Opfer des Terrorismus Muslime.

In dieser Region stehen wir einer humanitären und einer Sicherheitskatastrophe gegenüber, die sich über den ganzen Planeten verbreitet. Es ist eine Tragödie epischen Ausmasses. Keine Beschreibung des Leidens und der Verworfenheit kann sie in ihrem vollen Umfang erfassen. Der wahre Tribut, den der Islamische Staat, al-Qaida, Hisbollah, Hamas und so viele andere fordern, sollte nicht nur an der Anzahl



«Vertreibt die Terroristen aus eurem heiligen Land»: Donald Trump, Riad, 21. Mai.

der Toten gemessen werden, sondern auch an Generationen unerfüllter Träume.

Der Nahe Osten ist reich an natürlicher Schönheit, leuchtenden Kulturen und riesigen historischen Schätzen. Er sollte zu einem der grossen globalen Zentren des Handels und der unbegrenzten Möglichkeiten werden. Die Region sollte nicht ein Ort sein, aus dem Menschen fliehen, sondern einer, zu dem Neuankömmlinge strömen.

[...]

Das Potenzial dieser Region war nie grösser als heute. 65 Prozent ihrer Bevölkerung sind jünger als dreissig. Wie alle jungen Männer und Frauen streben sie danach, eine grosse Zukunft aufzubauen, sich grossen nationalen Projekten anzuschliessen und für ihre Familie einen Ort zu finden, den sie ihr Zuhause nennen kann.

Aber dieses Potenzial wird wegen Blutvergiessens und Terrors nicht genutzt. Es kann keine Koexistenz mit der Gewalt geben. Sie kann nicht toleriert, nicht akzeptiert, nicht entschuldigt und nicht ignoriert werden. Jedes Mal, wenn ein Terrorist eine unschuldige Person tötet und fälschlich den Namen Gottes

anruft, sollte dies eine Beleidigung für jeden Menschen dieses Glaubens sein. Terroristen verehren nicht Gott, sie verehren den Tod.

[...]

Wenn wir nicht gemeinsam aufstehen, um dieses Gemetzel zu verurteilen, werden wir nicht nur von unseren Völkern, nicht nur von der Geschichte, sondern auch von Gott gerichtet werden. Dies ist keine Schlacht zwischen verschiedenen Glaubensbekenntnissen, Sekten oder Zivilisationen. Dies ist eine Schlacht zwischen barbarischen Verbrechern, die menschliches Leben auslöschen wollen, und anständigen Leuten aller Religionen, die das Leben schützen wollen.

Dies ist eine Schlacht zwischen Gut und Böse.

[...]

Wir können das Böse nur überwinden, wenn die Kräfte des Guten vereinigt und stark sind – und wenn jeder in diesem Raum seinen fairen Anteil dazutut und seinen Teil der Last trägt. Der Terror hat sich über die ganze Welt ausgebreitet. Doch der Pfad zum Frieden beginnt hier an diesem Ort, auf diesem altherwürdigen Grund, in diesem geheiligten Land.

Amerika ist bereit, auf eurer Seite zu stehen – in der Verfolgung gemeinsamer Interessen und dem Streben nach Sicherheit. Aber die Nationen des Nahen Ostens dürfen nicht darauf warten, dass die amerikanische Macht diesen Feind für sie zerschmettert. Die Nationen des Nahen Ostens werden entscheiden müssen, welche Zukunft sie für sich, ihre Länder und ihre Kinder wollen.

Es ist eine Wahl zwischen zwei Möglichkeiten der Zukunft – und diese Wahl *kann nicht* von Amerika getroffen werden.

«Von Prinzipien geleiteter Realismus»

Eine bessere Zukunft ist nur möglich, wenn eure Nationen die Terroristen und Extremisten vertreiben. *Schmeisst sie raus*. Vertreibt sie aus euren Andachtsstätten. Vertreibt sie aus euren Gemeinschaften. Vertreibt sie aus eurem heiligen Land, und *vertreibt sie von dieser Erde*.

Was uns betrifft, hat sich Amerika dazu verpflichtet, die Strategien anzupassen, um den sich entwickelnden Bedrohungen und neuen Fakten Rechnung zu tragen. Wir werden diejenigen

«Es gibt ein Regime, das für so viel Unstabilität verantwortlich ist. Ich rede natürlich vom Iran.»

Strategien, die nicht funktioniert haben, fallen lassen – und wir werden neue, auf Erfahrung und Urteilsvermögen gründende Methoden einsetzen. Wir werden einen von Prinzipien geleiteten Realismus anwenden, der in gemeinsamen Werten und gemeinsamen Interessen wurzelt.

[..]

Keine Diskussion über die Ausrottung dieser Gefahr wäre vollständig, ohne die Regierung zu nennen, die den Terroristen drei Dinge gibt – sichere Zuflucht, finanzielle Unterstützung und die gesellschaftliche Stellung, die zur Rekrutierung nötig ist. Es gibt ein Regime, das für derart viel Unstabilität in der Region verantwortlich ist. Ich rede natürlich vom Iran.

Vom Libanon über den Irak bis zum Jemen zahlt der Iran für Waffen und bildet Terroristen, Milizen und andere extremistische Gruppen aus, die über die ganze Region hinweg Zerstörung und Chaos verbreiten. Seit Jahrzehnten schürt der Iran das Feuer des sektiererischen Konflikts und Terrors. Es ist eine Regierung, die offen von Massenmord spricht, von der Vernichtung Israels, von «Tod den USA!» und dem Ruin vieler der Führer und Nationen in diesem Raum.

[..]

Die am längsten leidenden Opfer des iranischen Regimes sind die eigenen Bürger. Solange das iranische Regime nicht willens ist, ein Partner für den Frieden zu sein, müssen alle Nationen, die ein Gewissen haben, zusammenarbeiten.»

Aus dem Englischen von Hanspeter Born

Reden

Applaus für Trump

Donald Trump verabschiedet sich von seiner abfälligen Rhetorik gegen die islamische Religion. Und er bricht mit Obamas Kuschelpolitik gegenüber dem Iran.

Staatsmännisch hat US-Präsident Donald Trump im königlichen Glitzerpalast von Riad seine Nahostdoktrin umrissen. Sie ist eine markante Abkehr von seiner Wahlkampf-rhetorik, in der er abfällige Sätze äusserte wie: «Ich glaube, der Islam hasst uns.» Davon war nun kein Wort mehr zu hören. Ebenso wenig erwähnte Trump seinen Kampfbegriff vom «radikalen islamischen Terrorismus». Stattdessen setzte er zu einem Schulterschluss mit islamischen Staatschefs an und wählte dafür als erste Destination seiner ersten Auslandsreise symbolisch Saudi-Arabien, wo sich die heiligsten Stätten des Islam befinden.

Ebenso verhalten wie die Kritik am Islam fiel die Ehrerbietung gegenüber der islamischen Kultur aus. Bei seinem historischen Tour d'Horizon verlor er kein Wort über die Grundlagen der islamischen Zivilisation, die bis zum 9. Jahrhundert in Damaskus und in Bagdad gelegt worden waren. Umso deutlicher pries er die Leistungen der vorislamischen Hochkultur der Antike, zum Beispiel die Pyramiden in Ägypten, den Irak als Wiege der Menschheit oder die antike Handelsstadt Petra in Jordanien.

Trump erteilt keine Lektionen

Diplomatisch unterschied Trump zwischen dem Islam als Religion und islamistischen Gewalttätern. Als ob für ihn Terror und Islam nun nichts mehr miteinander zu tun hätten, forderte er die Araber auf, «die Terroristen aus Ihren Ländern zu vertreiben». Um ihnen dabei zu helfen, schnürte er mit den Saudis ein Mega-Rüstungspaket im Umfang von 110 Milliarden Dollar.

Trumps Rede markiert den Abschied von der Nahoststrategie seines Vorgängers Barack Obama. Diese hatte unter den Staatschefs der sunnitischen Länder, die die grosse Mehrheit von Muslimen stellen, grosse Sorge ausgelöst. Obama hatte sich zu Beginn der arabischen Revolte auf die Seite der Regimegegner gestellt. Bei seiner Rede an die islamische Welt in Kairo hatte Obama im Juni 2009 sogar darauf bestanden, dass auch Vertreter der radikalislamischen Muslimbruderschaft zu seinem Vortrag an die Cairo University eingeladen würden. Die Eliten in Riad, Manama oder Kuwait-Stadt konnten das nur als gefährliche Unterstützung der Opposition auffassen.

Im Gegensatz zu Obama fordert Trump jetzt weder Demokratie noch Toleranz. Ideologien sind nicht sein Ding. «Wir sind nicht hier, um den Menschen zu erzählen, wie sie zu leben, was sie zu tun, wer sie zu sein oder wie sie ihren Glauben auszuüben haben», sagte Trump ins Publikum, das mehrheitlich aus Diktatoren bestand.

Und der Atom-Deal?

Der neue Präsident bricht auch mit Obamas Kuschelpolitik gegenüber den Ajatollahs in Teheran. Obama hatte dem Iran aus der globalen Isolation geholfen und mit den Ajatollahs den Atomdeal ausgehandelt. Unter den Tisch fielen dabei die Machtaspirationen des Iran im Jemen, in Syrien, im Libanon und im Irak, die mit Hilfe von Terrorstatthaltern vorangetrieben werden und in die saudischen Interessenssphären eindringen. Dabei geht es nicht zuletzt um den alten Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten. Ohne die von Obama tolerierten iranischen Aggressionen wäre in Ländern wie Syrien und dem Jemen der Bürgerkrieg nicht ausgebrochen.

Trump will zwar das Atomabkommen mit Iran, das er vor den Wahlen als «schlechtesten Deal aller Zeiten» gebrandmarkt hatte, nicht kündigen. Aber er geht unmissverständlich auf Distanz zu Teheran. Im Iran hätten Terroristen einen staatlich garantierten sicheren Hafen, würden mit Finanzen versorgt und erhielten offiziell die soziale Anerkennung, die für die Rekrutierung von Terroristen notwendig sei, warf Trump in Riad der Islamischen Republik vor. Kurz vor seinem Abflug in den Nahen Osten kündigten die USA neue Sanktionen gegen den Iran an – als Strafe für das Raketenprogramm Teherans, das dem Geist des Atomabkommens zuwiderläuft. Was Obama hatte durchgehen lassen, will Trump nicht länger tolerieren.

Die mehr als fünfzig Staats- und Regierungschefs, die zum «arabisch-islamisch-amerikanischen Gipfel» in die saudi-arabische Hauptstadt Riad gepilgert waren, quittierten Trumps Rede mit Applaus. Damit bekundeten sie, dass sie Trumps Nahostdoktrin gutheissen. Ob sie diese auch unterstützen und damit den Kampf gegen den islamistischen Terror entschlossen führen werden, ist freilich eine andere Frage. *Pierre Heumann*

Personenkontrolle

Rösti, Rime, Knecht, Gössi, Leuthard, Meierhans, Wertli, Schwaller, Hollenstein, Maudet, Burkhalter, Wasserfallen, Esseiva, Markwalder, Müller, Darbellay, Carron Darbellay, Wasserfallen, Bruderer, Müri, Chan, Planzer, Kläfiger

Die SVP steht nach der energiepolitischen Klatsche unter Strom. Zu klären ist, ob Parteipräsident **Albert Rösti** zu viele störende Lobbyhüte trägt (Wasserstrom, Atom, Öl). Intern wird auch hinterfragt, ob SVP-Nationalrat **Jean-François Rime** als Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV) taugt. Sein Nationalratskollege **Hansjörg Knecht** ist nachhaltig irritiert, dass Rimes Verband für ein Ja zur Energiewende geworben hat. Er schliesse Konsequenzen nicht aus, wenn der SGV nächstens wieder mit der SVP kooperieren wolle, stellt Knecht via *Tages-Anzeiger* säbelrasselnd in Aussicht. Rime versucht, die Wogen zu glätten. Persönlich sei er gegen die überregulierte Energiestrategie gewesen, aber sein regulierungskritischer Verband habe nicht gespurt. Ob er damit bei seinen düpierten Parteifreunden punkten wird? (rz)

Petra Gössi (FDP), politische Akrobatin, war beim Referendum über die Energiestrategie 2050 vom Pech verfolgt. Sie selbst hatte im Nationalrat die Vorlage bekämpft und musste dann als Parteipräsidentin mitansetzen, wie die Delegierten knapp die Ja-Parole zum Gesetz beschlossen. Noch schmerzhafter war, dass nicht einmal Gössis eigene Schwyzer Kantonssektion ein Nein empfahl. Und am Abstimmungssonntag sorgte das Generalsekretariat für eine neue Peinlichkeit: Es verschickte eine später umgeschriebene Medienmitteilung, in der die Partei das «knappe Resultat» begrüßte. Zur Erinnerung: Die Vorlage wurde vom Volk mit 58,2 Prozent der Stimmen angenommen. Andererseits: Mathematische Genauigkeit ist in der Energiepolitik von **Doris Leuthard** (CVP) seit je unerwünscht. (fsc)

Stefan Meierhans, Preisüberwacher, der privat der CVP nahesteht, zum Beispiel als Ehemann der CVP-Generalsekretärin und früheren Post-Mitarbeiterin **Béatrice Wertli**, hat einen Coup gelandet. Die Post muss bis Anfang Juni als Teil von Einigungsverhandlungen mit dem Preisüberwacher zwei Gratis-Briefmarken im Wert von je einem Franken an alle Schweizer Haushalte schicken. Für Meierhans



Interne Bedenken: FDP-Frau Esseiva.



Heimspiel: Preisüberwacher Meierhans.

war das Verfahren fast ein Heimspiel. An der Spitze des Postverwaltungsrates ist mit **Urs Schwaller** ein langjähriger CVP-Ständerat und Fraktionschef am Drücker. Der abgewählte CVP-Regierungsrat **Hans Hollenstein** ist Präsident der neuen Postregulationsbehörde Postcom. Sie haben alle eines gemeinsam: Ihr Amt verdanken sie auch dem kräftigen Support von CVP-Bundesrätin und Postministerin **Doris Leuthard** (CVP). (hmo)

Pierre Maudet, freisinniger Kronprinz für den Bundesrat, legt seinem Parteikollegen und Aussenminister **Didier Burkhalter** vor. Seit er aus Kalifornien zurückgekehrt ist, weibelt der Genfer Staatsrat auf allen Kanälen: In San Francisco und Palo Alto habe er den internationalen Rückhalt für eine digitale Uno-Konvention gespürt. Gemeint ist eine Art Kriegs- und Völkerrecht fürs Internet. Flugs sprang der Aussenminister auf das Thema an. Burkhalter mobilisierte gegen Cyber-Krieger, titelte der *Sonntagsblick* in der letzten Ausgabe. Fällt Burkhalters Mobilisierung indes ähnlich aus wie jene für den Rahmenvertrag mit der EU, so



Neue Schubkraft: Nico Planzer (BDP).



Auf allen Kanälen: FDP-Staatsrat Maudet.



Weltenbummlerin: WHO-Vorsitzende Chan.

dürfte ihn Maudet als Bundesrat bereits abgelöst haben, bevor etwas spruchreif wird. (hmo)

Die Delegierten der FDP Kanton Bern fällen am 31. Mai eine Entscheidung von nationaler Tragweite: Nominieren sie Nationalrat **Christian Wasserfallen** für die Regierungsratswahl 2018? Normalerweise wäre dies so gut wie sicher. Doch jetzt kommen ausgerechnet im rechtsfreisinnigen Lager, dem Wasserfallen selber angehört, Bedenken auf: Wird Wasserfallen Regierungsrat, so feile sein Nationalrats-sitz an die frühere Präsidentin der FDP-Frauen, **Claudine Esseiva**, die mit ihrem Einsatz für Frauenquoten Furore machte. Die Berner FDP-Vertretung im Nationalrat bestünde fortan aus zwei Frauen vom linken Flügel (die zweite ist **Christa Markwalder**). Angesichts dieser Ausgangslage könnte Wasserfallens Hausmacht durchaus zu einem Rivalen in der parteiinternen Ausmarchung hinüberkippen: **Philipp Müller** (FDP), der als Geschäftsleitungsmitglied des Biopharma-Unternehmens CSL Behring umfangreiche Erfahrung aus der Privatwirtschaft mitbringt. (fsc)



Säuberungen: SP-Ständerätin Bruderer.



Wieder Vater: CVP-Staatsrat Darbellay.

Christophe Darbellay, CVP-Staatsrat des Kantons Wallis, ist letzten Freitag in seinem Wohnort Martigny-Combe feierlich empfangen worden. Die Begrüssungsansprache hielt seine Ehefrau, **Florence Carron Darbellay**, die seit letzten Herbst Präsidentin der Gemeinde ist. Ein paar der geladenen Gäste konnten sich ein Lächeln nicht verkneifen, als Darbellays Gemahlin in ihrer Rede erklärte: «Lieber Christophe, lieber Ehemann, ich bin stolz, bei diesem speziellen Tag für dich und für deine Familie dabeizusein – und das Glück zu haben, dieser Familie auch anzugehören.» Ob Florence Carron Darbellay ebenfalls den texanischen Teil der Familie mit einbezog, präzisierte sie nicht. Anfang Jahr hatte Christophe Darbellay öffentlich einen Seitensprung mit einer Texanerin gebeichtet, der unerwartet Früchte getragen hatte. Darbellay wurde zum vierten Mal Vater. (hmo)

Mit zunehmender Sorge verfolgen wir das zentralistische Donnergröllen innerhalb der SP. Die Genfer Kantonalsektion hat sich erfrecht, die Nein-Parole zu der mit sozialdemo-

kratischer Hilfe im Parlament durchgeboxten Rentenreform zu fassen. Das treibt **Flavia Wasserfallen**, Co-Generalsekretärin in der SP-Bundeszentrale, zur Weissglut. Das «sture Verhalten der Genfer Apparatschiks» sei demokratiepolitisch bedenklich, kreischte Wasserfallen via *Blick* in die Westschweiz. Die bereits zuvor von der Juso gefasste Anti-Rentenreform-Parole hatte SP-Ständerätin **Pascale Bruderer** mit der Forderung quittiert, dass man den renitenten Nachwuchs «von der Verantwortung in SP-Gremien entbindet». Säuberungen unter dem Deckmantel des Sozialismus: Das kennen wir doch aus dem Geschichtsunterricht. (rz)

Felix Müri, SVP-Nationalrat und Präsident der Parlamentarischen Gruppe Rock/Pop, regt sich über die nur langsam mahelnden Mühlen der Kantonsverwaltungen auf. Er hat im nationalen Parlament durchsetzen können, dass die Organisatoren von Open-Air- und Musikfestivals die von ihren Stars verursachten Spesen grosszügiger von der Steuerrechnung in Abzug bringen dürfen. Aber nun wollen die davon betroffenen Kantone, zum Beispiel das Wallis mit dem Open Air Gampel, die neue Regelung bis zum Sankt Nimmerleinstag hinauszögern. (hmo)

In Genf tagt dieser Tage die siebzigste Generalversammlung der Weltgesundheitsorganisation WHO. Den Vorsitz führt zum letzten Mal die Hongkong-Chinesin **Margaret Chan**, die sich als rabiate Bekämpferin von Genussmitteln wie Alkohol und Tabak einen Namen gemacht hat. An der Konferenz soll auch über Chans Nachfolge bestimmt werden. Pünktlich zum Auftakt der Zusammenkunft wurde nun bekannt, dass die Reisespesen in der WHO unter Chans Regime aus dem Ruder gelaufen sind. Im letzten Jahr gab die Organisation mit Sitz in Genf über 200 Millionen US-Dollar für luxuriöses Weltenbummeln im Namen der Gesundheit aus. (fsc)

Abseits des Scheinwerferlichts kämpft die BDP ums Überleben. Jetzt soll die Luzerner Nachwuchshoffnung **Nico Planzer** mithelfen, neue Wählerschichten zu erschliessen. Hoffnungsfroh vermeldet die Parteizentrale, mit der Wahl Planzers stehe zum ersten Mal ein Homosexueller einer schweizerischen Jungpartei vor. Das verheisse neue Schubkraft. Der Kanton Luzern dient der BDP gleichsam als Versuchslabor für ihre LGBT-Offensive. Der 26-jährige **Denis Kläfiger**, Präsident der Luzerner BDP-Kantonalsektion und in der Gay-Community ebenfalls bekannt wie ein bunter Hund, möchte die Leuchtenstadt Luzern als Regenbogenstadt etablieren. Jungspund Nico Planzer ist verhalten optimistisch: «Luzern ist ein katholischer Fleck, und das merkt man teilweise sehr gut.» (rz)

Nachruf



Schneidend hitzig: Sänger Cornell.

Chris Cornell (1964–2017) — Sein Konzept von Grunge war abweisend, unwirtlich und barsch. Anders als sein Kollege Kurt Cobain, den man fast schon als «Nachbarn» bezeichnen konnte, fanden melodiose Phrasen nur selten Unterschlupf in den düsteren Kaskaden von Soundgarden, bei denen Cornell zunächst am Schlagzeug sass. Beide stammten aus Seattle, übersahen sich aber geflissentlich. Soundgarden, Nirvana und Pearl Jam gelten als das Dreigestirn des Grunge, jener zukunftskeptischen Wutrocker des 80er-Pop, die erstaunlicherweise von einem der Süssholzraspler der Rockszene beeinflusst waren – Neil Young und seine Crazy Horse waren die eigentlichen Paten des Grunge.

Für Cornell standen allerdings auch Led Zeppelin und Black Sabbath als Schutzpatrone im Hintergrund, und das merkt man den Aufnahmen von Soundgarden («Jesus Christ Pose») und später Audioslave («Exploder») deutlich an. Die rücksichtslos treibende Wucht von Brachialgitarre, knüppelhartem Drums, Rückkopplungen und Vocals, die in ihrer schneidend hitzigen Unerbittlichkeit einer schnell sich ausbreitenden Feuersbrunst nicht unähnlich waren, trugen schnell zur Legendenbildung der Musiker bei. Offensichtlich schon früh an einer Depression leidend, nachdem sich seine Eltern hatten scheiden liessen, grenzt es geradezu an ein Wunder, dass Cornell seinen Widerpart Cobain um über zwanzig Jahre überlebte.

Am 18. Mai erhängte sich der Musiker überraschend nach einem Konzert mit Soundgarden in Detroit. Der Led-Zeppelin-Klassiker «In My Time of Dying» soll einer der letzten Songs des Konzerts gewesen sein. *Thomas Würdehoff*

Von der Wiege bis zur Bahre

Von Philipp Gut und Alex Reichmuth — Die Energiestrategie 2050 stärkt die Rolle des Staats. Das liegt im Trend: Die Schweiz verabschiedet sich schleichend vom liberalen Erfolgsmodell.



«Neues Marktdesign»: Doris Leuthard.

Doris Leuthard, «Sonnenkönigin» (*Blick*), setzt sich ein politisches Denkmal mit Langzeitfolgen. Das Ja zur Energiestrategie 2050 ist auch ein Ja zu einer Art 33-Jahres-Plan und bringt eine ganze Reihe von Staatsinterventionen. Der bedeutendste Eingriff ist sicher das Verbot, neue Atomkraftwerke zu bauen. Es betrifft diejenige Form der Stromproduktion, die heute mit über 35 Prozent Anteil die zweitwichtigste ist. Das Stromloch soll durch Alternativenergie (Wind, Sonne, Biomasse) verkleinert werden. Die Betreiber der Anlagen bekommen entsprechende Subventionen. Dafür aufkommen müssen die Stromkunden: Der Netzzuschlag steigt um über die Hälfte. Gleichzeitig soll Strom gespart werden. Der Bund erlässt Effizienzvorschriften für elektrische Geräte und Anlagen.

Neu ist, dass auch Grosskraftwerke Subventionen erhalten. Der Strommarkt ist vor allem wegen Staatseingriffen anderer Länder aus den

Fugen geraten, namentlich wegen der milliardenschweren Förderung von Alternativenergie in Deutschland. Das Energiegesetz wartet zudem mit staatlichen Interventionen auf, um den CO₂-Ausstoss zu reduzieren. Für das Gebäudesanierungsprogramm steht künftig 50 Prozent mehr Geld aus der CO₂-Abgabe auf Brennstoffe bereit. Weiter muss der Treibstoffverbrauch von neuen Autos bis 2021 um über ein Viertel sinken.

Die Massnahmen im Energiegesetz reichen allerdings nicht ansatzweise, um die Sparziele des Bundes zu erreichen und die künftige

Stromversorgung zu sichern. Dazu würde es massiv verteuertes Benzin, drastisch erhöhte Heizölabgaben und hohe Stromzuschläge brauchen. Jahrelang sprach man in Bern von «Lenkungsabgaben», um die Energiestrategie 2050 zu vollenden. Doch die Verantwortlichen wissen, dass sie mit solch einschneidenden Massnahmen beim Stimmvolk wohl

wenig Chancen hätten. Ein einschlägiger Antrag ist bereits in der zuständigen Nationalratskommission gescheitert.

Bern regiert in alle Lebensbereiche hinein

Die Politiker setzen nun auf Begriffskosmetik. «Es braucht jetzt ein Strommarktdesign, um die Versorgungssicherheit zu garantieren», sagte Stefan Müller-Altermatt (CVP), Präsident der Energiekommission des Nationalrats, am Tag der Abstimmung. Auch Energieministerin Leuthard begann wie abgesprochen von einem «neuen Marktdesign» zu sprechen. Gemeint ist, dass den Energieversorgern vorgeschrieben wird, wie ihr Strommix zusammengesetzt sein soll, und sie speziell entschädigt werden, wenn sie bei knappem Angebot Strom liefern. Diese Massnahmen würden zwar die Kosten für Strombezüger und Steuerzahler ebenfalls erhöhen. Im Gegensatz zu Stromzuschlägen und Lenkungsabgaben wären sie aber besser versteckt.

Die beschleunigte Verstaatlichung des Energiesektors ist bloss das jüngste Beispiel eines



Windkraft

Megatrends: «General Dr. von Staat», wie ihn Thomas Mann ironisch nannte, weitet seinen Einfluss machtvoll aus – zuungunsten des Einzelnen und der privaten Unternehmen. Die liberale Ordnung – ein Schweizer Erfolgsmodell – bröckelt. Die Unterscheidung zwischen privaten und öffentlichen Angelegenheiten droht sich aufzulösen, der Staat regiert in alle möglichen Lebensbereiche hinein.

So wuchs in den letzten Jahren die Beschäftigung praktisch nur noch im öffentlichen Sektor, nämlich in der Verwaltung sowie im Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich. Die Zunahme der Staatsangestellten auf allen Stufen



Medien

übertrifft bei weitem die Zunahme der Bevölkerung. Die Kosten für Sozialhilfe haben sich in zehn Jahren verdoppelt. Die Mehrwertsteuer wurde verschiedentlich für die AHV und die IV sowie für die Finanzierung von Eisenbahngrossprojekten angehoben.

Auch das Gesundheitswesen ist seit Einführung der obligatorischen Krankenversicherung einer rasanten Verstaatlichung ausgeliefert. Die Politik definiert den Leistungskatalog und bestimmt, welche Behandlungsmethoden wirksam, zweckmässig und wirtschaftlich sind. Jüngstes Beispiel ist der Versuch, durch eine Neuordnung der Prämienregionen die Einnahmen des Systems zu erhöhen. Die Vermischung von Gesundheits- und Sozialpolitik lässt die Prämienbelastung ständig nach oben schnellen. Heute führt nicht mehr die Krankheit, sondern das Bezahlen der Prämien in eine soziale Notlage.

Auch das private Eigentum wird zugunsten des Staates eingeschränkt. Die Verwendung von Bargeld wird zunehmend restriktiv geregelt, das Bankkundengeheimnis wurde für Ausländer abgeschafft und steht auch im Inland auf der Kippe. Der automatische Informationsaustausch unter den Staaten beschädigt die finanzielle Privatsphäre. Unzählige internationale und nationale Regulierungen, speziell der staatlichen Finanzmarktaufsicht (Finma), erschwe-

Die Beschäftigung wuchs in den letzten Jahren praktisch nur noch im öffentlichen Sektor.

ren dem Schweizer Finanzplatz das Leben und das Wirtschaften. Der Staat soll auch Rückgriff auf unsere Sparguthaben und Pensionskassengelder nehmen können.

In der Bildung reisst der Bund Aufgaben der Kantone an sich. Hinter dem harmlos klingenden Schlagwort der «Harmonisierung» verbergen sich oft knallharte Zentralisierungsabsichten. So droht Innenminister Alain Berset (SP) jenen Kantonen, die gemäss dem traditionellen Föderalismus in Bildungsfra-

gen selbst entscheiden wollen, ob die Primarschüler zuerst Französisch oder Englisch lernen, mit dem Eingreifen der Zentralmacht. Kein Wunder, zeigen die Bildungsausgaben weiter nach oben, auch die Anbindung an milliardenteure EU-Bildungsprogramme fällt ins Gewicht mit viel Bürokratie und Leerlauf. Forscher klagen längst, sie könnten die komplizierten Bewerbungsformulare ohne professionelle Hilfe gar nicht mehr selbst ausfüllen.

Auch die Kosten der Aussenpolitik erklimmen Rekordhöhen, selbst kleinste Einsparungen am diplomatischen Netz oder an der ausufernden milliardenteuren Entwicklungshilfe hält Bundesrat

Didier Burkhalter (FDP) für eine Zumutung. Ein Angestellter der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit kostet den Steuerzahler durchschnittlich 207 000 Franken. Zahlreiche Hilfswerke und angebliche NGOs wären ohne Staatshilfe schlicht nicht lebensfähig. So darf etwa das Arbeiterhilfswerk zu fast hundert Prozent mit öffentlichen Zuwendungen rechnen.

Geradestehen müssen die anderen

Eine typische Folge staatlicher Intervention ist, dass jemand finanziell dafür geradestehen muss, der gar keine Mitsprache hat. Im Asylwesen zeigt sich das exemplarisch: Der Bund entscheidet, welche Asylbewerber als Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommene anerkannt werden. Nach wenigen Jahren müssen aber die Kantone und Gemeinden für die Integration und in vielen Fällen auch für den Lebensunterhalt der Asylanten aufzukommen. Weil der Bund davon aber nur am Rand betroffen ist, bleibt der Handlungsdruck begrenzt.

Die Ausgaben für die stark subventionierte Landwirtschaft sind zwar stattlich, betragen etwa aber nur gerade die Hälfte der Aufwendungen für den öffentlichen Verkehr. Dabei wird die Schiene durch Gebühren und Abgaben des Strassenverkehrs quersubventioniert. Eine governantenhafte «Via sicura» bevormundet die Autofahrer. Haben die Bussen 1994 noch 300 Millionen betragen, sind es mittlerweile 700 Millionen Franken. Sie werden gezielt als Instrument zur Stopfung der Budgetlöcher eingetrieben, nicht zur Erhöhung der Sicherheit.

Die öffentlich-rechtliche SRG finanziert sich mittlerweile durch eine geräteunabhängige Mediensteuer. Diese ist pro Kopf der Bevölkerung nirgends so hoch wie in der Schweiz. Privatsender überleben dank ihrem Anteil an Gebührengeldern und werden in Abhängigkeit gehalten – was ihren kritischen Blick sicher nicht schärft. Auch die Zeitungen drän-

gen zunehmend an den Staatstropf, umarmt von der Politik. Ein Kooperationsvertrag zwischen SRG, Swisscom und Ringier führt zu einer undurchsichtigen Mischwirtschaft zwischen Staat und Privaten. Der unbestechliche Kompass droht verlorenzugehen.

Selbst der Sport entwickelt sich zur Staatsache. So werden nach dem Willen beider Parlamentskammern die Bundesbeiträge an Swiss Olympic von 13 Millionen auf 28 Millionen Franken pro Jahr aufgestockt. Die Kulturausgaben von Bund, Kantonen und Gemeinden betragen mittlerweile fast drei Milliarden Franken. Die neuste Kulturbotschaft 2016–2020 schreibt ein durchschnittliches jährliches Ausgabenwachstum von 3,4 Prozent vor. Und dies bei einem seit Jahren stagnierenden Pro-Kopf-Einkommen.

Gerät die Wirtschaft ein wenig in Schieflage, wird sofort der Ruf nach mehr Innovationsförderung laut. Der staatlichen Förderagentur KTI, die neu ab 2018 Innosuisse heissen wird, stehen von 2017 bis 2020 fast eine Milliarde Franken an Steuergeldern zu Verfügung. Dies, obwohl die Wirkung sehr bescheiden ist: Laut jüngsten Studien verpufft die Hälfte der Hilfgelder wirkungslos.

Vater Staat kümmert sich sogar darum, wie es in unseren Küchen aussieht und womit wir unsere Mägen füllen. Anfang Mai ist das neue



Soziale Sicherheit

Lebensmittelrecht in Kraft getreten. Praktisch die gesamte Branche hatte sich in der Vernehmlassung gegen die neuen Regeln gestemmt, weil sie einen grossen zusätzlichen administrativen und personellen Aufwand bedeuteten und entsprechend hohe Kosten verursachten.

Das Gesetz wird in Verordnungen konkretisiert, die über 2000 Seiten füllen.

In Gestalt des fürsorglichen *nanny state* mischen sich die Behörden buchstäblich von der Wiege bis zur Bahre in die Belange des Einzelnen ein. Die Subventionen für Krippen und Tagesstätten wachsen ständig, die Verantwortung der Familie wird zurückgedrängt. Die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) greift nicht nur in das Leben von Minderjährigen ein, sondern mischt sich zunehmend auch in Eigentumsangelegenheiten von Privaten und Firmen ein.

Am Ende spürt der Bürger die Ausdehnung der Staatstätigkeiten auch in seinem Portemonnaie: Ein Paar mit zwei Kindern und einem Lohn von 100 000 Franken liefert im schweizerischen Durchschnitt mehr als die Hälfte davon an Zwangsabgaben ab. Diese setzen sich zusammen aus AHV, IV, EO, ALV, Versicherungen, Krankenkassenprämien, Einkommens- und Bundessteuern, Mehrwertsteuern und Konsumabgaben, der Motorfahrzeug- und Mineralölsteuer, der Vignette, Autoimportzöllen sowie diversen weiteren Abgaben und Gebühren. ○

Profiteure der Wende

Von *Beat Gygi* — Das Energiegesetz belohnt Firmen, die sich nach staatlichen Plänen richten. Anschaulich zeigt sich das beim Energiewende-Befürworterverein der Wirtschaft.



Neue Geschäfte: ABB-Chef Lütolf.



2000-Watt-Gesellschaft: Stadtpräsidentin Mauch.



Rückenwind für den ÖV: CVP-Politiker Candinas.



Den Wandel gestalten: BDP-Politiker Grunder.

Die Annahme des Energiegesetzes wird all jenen gefallen, die von den neuen gesetzlichen Massnahmen irgendwie profitieren werden. Das Verhalten der Wirtschaft wird künftig noch stärker durch staatliche Regeln und Gelder beeinflusst werden als bisher. Der Spielraum für private Entscheidungen wird damit weiter eingeschränkt. Dass sich etliche Interessengruppen aus der Wirtschaft für ein Ja eingesetzt haben, hängt damit zusammen, dass sie sich Subventionen und andere Vorteile erhoffen, nicht nur in Form von Aufträgen, sondern etwa auch in Form von regulatorischer Bevorzugung. Der Verein «Schweizer Wirtschaft für die Energiestrategie 2050» ist vor der Abstimmung mit rund 140 Persönlichkeiten an die Öffentlichkeit getreten, die je in einer kurzen Stellungnahme darlegten, weshalb sie für das Gesetz sind. Ihre Botschaft kann so verstanden werden: Mit der Umsetzung des Energiegesetzes wird die Grenze zwischen privater Wirtschaft und staatlicher Aufgabenerledigung zunehmend schwieriger zu erkennen sein.

Um die zwanzig Personen melden sich für den Verein zu Wort, welche nicht Privatfirmen, sondern öffentliche Einrichtungen vertreten, etwa Energie- und Wasserversorgungen von Städten oder Regionen – oder, im Fall der Zürcher Stadtpräsidentin **Corine Mauch**, eine Stadtverwaltung. Offensichtlich wird im Befürworterlager auch staatliches Verwalten der Schweizer Wirtschaft zugerechnet. Stadtwerke

und regionale Versorger profitieren vom Energiegesetz vor allem durch die zu erwartende Ausweitung ihrer Befugnisse und Aufgaben sowie durch eine zunehmende landesweit koordinierte Planung, die den Wettbewerb unter Versorgern verringern dürfte, ihnen also das Leben leichter machen wird. **Daniel Schärer**, Chef von Energie Wasser Bern, sagt es so: «Partikularinteressen sind für das Gelingen der Energiewende nicht zielführend. Was unsere Branche jetzt braucht, ist das konzertierte Auftreten.» Mauch ihrerseits verspricht sich von der Energiestrategie «Rückenwind, um den eingeschlagenen Weg konsequent weiterzuverfolgen» – gemeint ist Zürichs Weg in Richtung 2000-Watt-Gesellschaft. **Renate Amstutz** bringt als Direktorin des Schweizerischen Städteverbands gleich das Gewicht der Kolleginnen und Kollegen im ganzen Land in den Unterstützungsverein.

Innovationen für die ganze Welt

Unter den Grossunternehmen aus dem Privatsektor stechen Coop und Ikea ins Auge. Coop ergreift sogar doppelt das Wort: einerseits durch Verwaltungsratspräsident **Hansueli Loosli** (zugleich Swisscom VR-Präsident), der sagt, die Energiestrategie 2050 schaffe verlässliche Rahmenbedingungen für den Aufbau einer nachhaltigen Energieversorgung, andererseits durch Konzernchef **Joos Sutter**, der darlegt, dass die Energiestrategie Coop bei der weiteren Redukti-

on des Energieverbrauchs unterstütze. Aus der Finanzbranche lässt sich der Versicherungskonzern Axa Winterthur mit CEO **Antimo Perretta** vernehmen; er begründet sein Eintreten für die Energiestrategie 2050 damit, dass man den Klimawandel als Risiko betrachte. Der Chef der Alternativen Bank Schweiz, **Martin Rohner**, sieht für Banken die Chance, durch Kreditvergabe und Investitionen von der Energiewende zu profitieren. Zahlreich sind die Beratungsfirmen, die mit Energie und Planung im Zusammenhang stehen und auf anziehende Dienstleistungsgeschäfte zählen.

Es liegt nahe, dass sich die Industrie von der Energiewende neue Geschäfte erhofft. An der Spitze der Präsentation des Pro-Energiewende-Vereins tritt **Remo Lütolf** auf, Chef von ABB Schweiz, der die Energiestrategie 2050 unterstützt und sagt, sie sei technisch machbar, und gleich fügt, sein Unternehmen könne zur erfolgreichen Umsetzung beitragen. Sonst melden sich aus der Industrie und der Energiebranche vor allem mittlere und kleinere Firmen zu Wort, die sich mit Steuerungen, Gebäudetechnik oder Heizen befassen und entsprechende Dienstleistungen oder Produkte anbieten, unter anderem Landis+Gyr oder Walter Meier.

Pikant ist der Auftritt von **Daniel Aebli**, Manager des Energiegrossverbrauchers Stahl Gerlafingen, der das Gesetz als ausgewogenen Kompromiss einstuft und ehrlicherweise auch darauf hinweist, dass die Grossverbraucher von der Netzabgabe entlastet sind. Ebenso bemerkenswert ist der Beitrag von **Patrick Hofer-Noser**, dem Policy Liaison Officer von Meyer Burger, einem Zulieferer der Solarindustrie, der nach dem Preiserfall bei Solaranlagen in eine existenzbedrohende Krise geraten ist; er argumentiert, dass die Welt innovative Produkte brauche, dass die Schweiz ein Exportland sei, dass Richtungswechsel die Innovation bremsen und dass deshalb die Energiestrategie 2050 nötig sei.

Ständerat **Ruedi Noser** (FDP) sagt es noch direkter: Die Energiestrategie schaffe die Voraussetzungen dafür, dass Innovation im Energiebereich gefördert werde und Schweizer Unternehmen von der Energiewende profitieren könnten. Neben Noser sind fast zehn weitere National- und Ständeräte grosse Verfechter der Energiewende, etwa Nationalrat **Hans Grunder** (BDP), der sich davon eine Gestaltung des technologischen Wandels verspricht, Bauernverbandsdirektor und Nationalrat **Jacques Bourgeois** (FDP), der für den öffentlichen Verkehr werbende Nationalrat **Martin Candinas** (CVP), der mit Solarenergie- und Cleantech-Interessengruppen verbundene Nationalrat **Roger Nordmann** (SP), der für die Abfallwirtschaft engagierte Nationalrat **Yannick Buttet** (CVP), der in vielfacher Hinsicht mit geförderten Energieorganisationen verbundene Nationalrat **Eric Nussbaumer** (SP) oder seine Kollegen **Matthias Samuel Jauslin** (FDP) und **Beat Flach** (GLP). ○

Science-Fiction

Von Alex Baur — Welcher Strommix für das Jahr 2050 gewünscht wird, ist nun geklärt. Wie die Versorgung kurzfristig gewährleistet werden soll, steht in den Sternen. Der Streit fängt erst an.



Exorbitante Subventionen für Flutterstrom: Mont Soleil, Saint-Imier.

Der Souverän hat entschieden: Der Bau neuer Kernkraftwerke ist vom Tisch, die Subventionen für Alternativstrom werden um die Hälfte erhöht. Nicht mehr und nicht weniger. Alles andere ist ein Wunschziel, von prinzipieller Bedeutung zwar, aber eine unverbindliche Wette auf die Zukunft ohne Erfolgsgarantie. Die Mehrheit der Bevölkerung vertraut darauf, dass der langfristige Wegfall der Kernenergie durch Sparmassnahmen und sogenannte erneuerbare Energieträger ersetzt werden kann. Einen Plan B für den Fall, dass sich die Realität nicht an die gesetzlichen Planvorgaben halten sollte, gibt es nicht.

Vom Wegfall der ideologisch und emotional schwer kontaminierten Atomfrage mögen sich viele eine Versachlichung der Debatte erhoffen. Doch sie irren. Der Kampf um die Stromversorgung hat eben angefangen. Die Debatte über den Energiemix im Jahre 2050 war so etwas wie politische Science-Fiction: Man kann trefflich streiten und gefahrlos alles behaupten. Denn keiner weiss, wie es kommt – und wenn es dann kommt, erinnert sich keiner mehr an damals. Was aber konkret in den nächsten paar Jahren ansteht, ist bittere Realität. Die sieht ziemlich düster aus. Die wirklich schmerzhaften Entscheide stehen erst bevor.

Die einst hochrentablen Stromriesen der Schweiz produzieren seit Jahren nur noch mit Verlusten und stehen vor dem Ruin. Die

200 Millionen Franken an Subventionen, die ab 2018 neu in die Wasserkraft fließen, werden das Problem nicht lösen. Zur Debatte stehen 600 Millionen Franken an Wasserzinsen, welche die Bergkantone heute jährlich einstreichen und sicher nicht kampflos aufgeben werden. Das Geld würde dann einfach in der Staatskasse fehlen. Nicht minder brisant ist eine Vorlage, die im Nationalrat nächste

Bevor es im eigenen Land zum Blackout kommt, wirft man den Nachbarn vom Netz.

Woche behandelt wird: Privathaushalte und kleine Unternehmen sollen nur noch mit heimischem Wasserstrom beliefert werden.

Die Rechnung ist simpel: Private und Kleinbetriebe brauchen etwa die Hälfte des Stroms, während das Wasser rund 60 Prozent der Nachfrage deckt. Der Markt würde mit dem neuen Wasserregime ausgeschaltet, die Stromriesen könnten den Preis für die an sie gebundenen Konsumenten nach Bedarf bestimmen. Während die Freisinnigen Widerstand gegen diese Marktabschottung angemeldet haben, zeichnet sich eine unheilige Allianz zwischen der SVP und den Linken ab. Die Volkspartei hofft, den Zwist um die Wasserzinsen damit abzuwenden. Die Linken spekulieren darauf,

dass mit dieser Vorlage der Atomstrom schonungslos der internationalen Konkurrenz ausgesetzt wird und vollends unrentabel würde.

Europaweit wurde der Strommarkt seit der Jahrtausendwende liberalisiert. In der Schweiz können Grosskunden seit 2009 den Lieferanten frei wählen, eine völlige Liberalisierung ist geplant. Die nun geforderte Marktabschottung für den Wasserstrom widerspricht zwar den Freihandelsvereinbarungen im Rahmen von Gatt und WTO. Doch diese Vereinbarungen sind für die meisten EU-Länder nicht mehr als eine unverbindliche Empfehlung. Die exorbitanten Subventionen für Flutterstrom von Wind und Sonne in Deutschland beispielsweise verstossen ebenso gegen die Regeln des Freihandels. Doch wo kein Kläger ist, ist kein Richter.

Einzigste Alternative: Gaskraftwerke

Das Stromabkommen mit der EU würde damit vollends zum Papiertiger. Im Zweifel schaut jedes Land für sich. Solange Überfluss herrscht, ist das kein Problem. Gefährlich wird es erst, wenn etwa aufgrund eines Kälteeinbruchs im Winter, aber auch etwa wegen einer extremen Dürre im Sommer der Strom knapp wird. Dann schaut jeder zuerst für sich. Bevor es im eigenen Land zum Blackout kommt, wirft man den Nachbarn vom Netz, europäische Solidarität hin oder her.

Die Schweiz ist in Bezug auf die Versorgungssicherheit besonders verletzlich. Die langfristigen Lieferverträge für den günstigen Atomstrom aus Frankreich fallen sukzessive weg. Wenn die Franzosen Fessenheim, wie geplant, den Stecker ziehen und die Deutschen in fünf Jahren ihre letzten AKW abschalten, könnte es in der nördlichen Schweiz knapp werden. Mühleberg soll bereits 2019 vom Netz gehen. Der Netzausbau kommt derweil nicht voran, die Schweiz lebt von den Reserven, die im letzten Jahrhundert angelegt wurden. Obwohl der Stromverbrauch in den letzten zwanzig Jahren um 19,6 Prozent gestiegen ist, wurde die Produktion kaum erhöht.

Wegen der Versorgungssicherheit werden Subventionen für die Schweizer AKW früher oder später zum Thema, falls die internationalen Preise nicht steigen. Eine Alternative böten mittelfristig nur neue Gaskraftwerke, die schon unter dem einstigen Energieminister Moritz Leuenberger (SP) zur Abdeckung der Bedarfsspitzen geplant wurden. Doch auch Gaskraftwerke rentieren zurzeit nicht ohne Subventionen. Sie können zwar viel schneller gebaut werden als Kernkraftwerke, doch das Planungs- und Bewilligungsverfahren braucht seine Zeit. Abgesehen davon sind die CO₂-Schleudern gemäss einer Langzeitstudie der ETH Zürich beim Volk noch unbeliebter als die Kernkraftwerke. Gaskraftwerke passen vor allem auch ziemlich schlecht zu den Umwelt- und Klimazielen des Bundesrates.

Mörgeli

Zu viele Hunde, ein Hase

Von Christoph Mörgeli

In den Vereinigten Staaten kommen auf 100 000 Einwohner 400 Anwälte. Ganz im Stil des gegenwärtigen US-Präsidenten – also undifferenziert, krass und übertrieben – könnte man sagen: Fast jeder Amerikaner ist Anwalt. Jedenfalls gibt's davon in Bezug auf die Bevölkerungszahl viel mehr als in der übrigen westlichen Welt. Die amerikanischen Anwälte sind ein Abbild ihrer Gesellschaft: laut bis dröhnend, draufgängerisch bis aggressiv, ausdauernd bis stur. Unser Schweizer Finanzplatz macht seit Jahren bittere Erfahrungen mit den Anwälten der amerikanischen Ostküste. Der juristische Kampf endet zuverlässig mit helvetischem Abnicken und Einknicken. Nebst stiller Begleichung der vorgelegten Rechnungen.

Wenn wir uns erlauben, den amerikanischen Anwalt mit einem Tier zu vergleichen, so liegt wohl der Hund am nächsten: Er hat eine ausgezeichnete Spürnase, kann so richtig bellen und beisst sich beharrlich an seinem Knochen fest. So viel zum Einzelexemplar. Für die Meute aber gilt das Sprichwort: (Zu) viele Hunde sind des Hasen Tod. Diese Weisheit sollte sich der amerikanische Präsident unbedingt hinter die Ohren schreiben.

Die amerikanische Anwaltsdichte und das amerikanische Rechtssystem müssen wir Ausenstehenden bei der Beurteilung der Präsidentschaft von Donald Trump mitberücksichtigen. Die dortigen Staatsanwälte drängen in die Politik. In Washington wimmelt es von Anwälten. Das unternehmerische Schwergewicht Trump hat einen ausgeprägten Veränderungswillen. Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass ihn das System juristischer Administratoren vorzeitig ausspuckt. Selbst dann, wenn er sich streng rechtlich nichts zuschulden kommen lässt. Die vielen Anwälte unter Trumps Gegnern werden die notwendigen Paragraphen finden. Und ihm weiter zusetzen. Werden sie ihn sogar absetzen?

Möglich, dass Donald Trump trotz aller Anwälte seine Amtszeit übersteht. Möglich auch, dass er sich vorzeitig im feingesponnenen Netz der rechtlichen Fallstricke verheddert. Hierzulande sind die Anwälte wenigstens mit schlechtem Gewissen Anwälte. In den USA sind sie von ihrer Mission überzeugt. Keinen Anwälten der Welt gelingt es besser, die Gerechtigkeit mit dem Recht zu betrügen. Und eine weitere Tatsache sollte Donald Trump nicht vergessen: Auch in Amerika gibt es mittlerweile zu viele Rechtskundige, die links ticken.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Bling-Bling-Schmid weg

Von Peter Bodenmann — Das Berner Oberland ist ganz schön langsam beim Kopieren von Saas-Fee.



Kastratenchöre: abtretender Tourismusdirektor Schmid.

Saas-Fee: Jahr für Jahr gingen die Skier-Days zurück. Wegen des zu harten Frankens. Die Umsatzrückgänge frassen alle Produktivitätsfortschritte auf. Vor nur acht Monaten lancierten Pirmin Zurbriggen, Heiner Flaig und Gilberto Loacker den Saaser Hammerdeal: die Saisonkarte für 211 Franken. Fast alle redeten das Projekt schlecht. Oder verschwiegen es. Unter anderen Johann Schneider-Ammann und sein Jürg Schmid. Genauso wie Damian Constantin von Valais Promotion. Der Geschäftsführer der Bergbahnen von Gstaad distanzierte sich gar von «solchen Aktionen». Half alles nichts.

Disruption 1 — Neu ist Saas-Grund mit Saas-Fee im gleichen Boot. Fünf Monate vor Start der nächsten Wintersaison steht der Hammerdeal.

Disruption 2 — 25 Skigebiete der Westschweiz haben als Antwort auf Saas-Fee den Magic-Pass lanciert. Ein Generalabo für 1000 Pistenkilometer für 357 Franken. Auch nicht schlecht.

Disruption 3 — Jetzt schlägt das Berner Oberland zurück. Mit einem GA für alle grossen Skigebiete – 666 Pistenkilometer für 666 Franken. Inklusive Gstaad. Urs Kessler, Chef der Jungfrau-Bahnen: «Wir sind gezwungen, zu handeln.»

Disruption 4 — Bling-Bling-Vermarkter Jürg Schmid demissioniert und verzieht sich ins Bündnerland. Neueste Spitzkehre: Schmid will keine Gruppen aus China mehr akquirieren, sondern nur noch asiatische Individualgäste.

Logo, weil Graubünden keine Jungfrau-Bahnen hat und auch keinen Pilatus und keinen Titlis.

Schweiz Tourismus und Tourismus Schweiz waren, sind und bleiben vom Bund durchgefütterte Kastratenchöre. Sie gehen den wahren Tourismusproblemen aus dem Weg:

Problem 1 — Der Tourismus ist eine Exportwirtschaft mit Standort Schweiz. Der gesamte Export leidet unter dem unnötig starken Franken. Der Tourismus mehr als alle anderen.

Problem 2 — Der Tourismus und seine Beschäftigten subventionieren direkt und indirekt die Landwirtschaft pro Jahr mit 500 Millionen Franken. Im Gegensatz zu Nestlé soll der Tourismus die Lebensmittel weiterhin zu teuer einkaufen. Nur Nestlé bekommt ein neues Schoggi-gesetz. Dank Schneider-Ammann.

Problem 3 — Schweiz Tourismus wird vom Bund finanziert und kontrolliert. Die Dandy-Organisation hat es verschlafen, eine attraktive Buchungsplattform für alle Hotels und Ferienwohnungen zu schaffen.

Problem 4 — Die hochsubventionierten Schweizer Bahnen müssten endlich eine günstige Sommercard lancieren.

Kommt es nächstens auch auf diesen Feldern zu Disruptionen? Wer das glaubt, kennt unseren Tourismusminister nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tägliche Tierfütterung

Von Kurt W. Zimmermann — US-Journalisten haben die perfekte Partytime. Die Indiskretionen fliegen ihnen zu wie gebratene Tauben.

Auf Deutsch sagt man: «Er war eine Nuss im Beruf.» Auf Englisch sagt man: «A real nut job.» So formulierte es Donald Trump.

In einem Meeting mit russischen Diplomaten begründete der US-Präsident, warum er kurz zuvor FBI-Direktor James Comey gefeuert hatte. Er hielt ihn für eine Nuss. So stand es auf der Frontpage der *New York Times*.

Die *New York Times* zitierte den «nut job» und hatte ihren neusten Trump-Skandal. Es war ihr etwa fünfzigster Trump-Skandal in gut hundert Tagen Trump.

Die amerikanischen Journalisten haben derzeit ein Herrenleben wie Eisbären im Zoo. Zweimal täglich werden sie gefüttert. Sie brauchen nur zu warten.

Bei der Nuss-Story war es genauso. Ein Informant aus dem Weissen Haus las dem Reporter der *New York Times* aus anonymen internen Notizen vor. Es handle sich um ein «Dokument, das das Meeting zusammenfasste», schrieb das Blatt. Das vermeintliche «Dokument» bekam die Zeitung natürlich nie in die Hand.

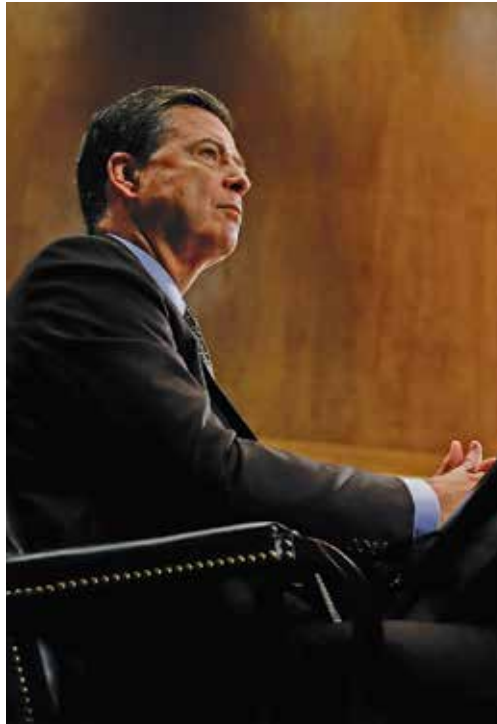
Die *Washington Post* hatte zugleich auch ihren etwa fünfzigsten Trump-Skandal in gut hundert Tagen Trump. Sie skandalisierte eine Aussage des republikanischen Abgeordneten Kevin McCarthy. Der habe gesagt: «Ich glaube, Putin bezahlt Trump.»

Diesmal lieferte ein Informant aus dem Weissen Haus dem Reporter der *Washington Post* eine Tonbandabschrift, auf der die Aussage verbrieft sein sollte. Das vermeintliche «Tonband» bekam die Zeitung natürlich nie in die Hand. Es stellte sich dann heraus, dass der enge Trump-Vertraute McCarthy einen Witz gerissen hatte.

Für uns kleine Journalisten in Zürich und Bern sind die USA derzeit das grosse Land der Träume. Dort sitzt du wie ein entspannter Eisbär in deinem Büro. Du wartest bloss, und unablässig hast du irgendwelche Denunzianten am Draht, die dir das Futter zuwerfen. Es ist das Futter von Missetaten und Fehlritten des Präsidenten.

So erzählt einer, «eine Person aus dem Umkreis des Präsidenten» werde wegen möglicher Russland-Kontakte überprüft, wie «eine mit der Materie vertraute Quelle» wissen will. Noch nebulöser geht es aus journalistischer Sicht kaum. Die *Washington Post* haute das dennoch sofort auf die Titelseite.

Dann erzählt ein anderer, der Präsident habe seinerzeit FBI-Direktor Comey gebeten, die Untersuchung gegen seinen früheren Sicher-



Glück des Geschäftsmodells: FBI-Direktor Comey.

heitsberater einzustellen. Quelle ist Comey selbst, respektive ein «nicht namentlich genannter Mitarbeiter» von ihm, der ein von Comey dazu verfasstes «Memorandum» gelesen haben will. Noch durchsichtiger geht es aus journalistischer Sicht kaum. Die *New York Times* haute das dennoch sofort auf die Titelseite.

Trump beschimpfte all die Indiskretionen und Medienattacken als «Verschwörung». Das ist natürlich völliger Unsinn. Es ist nicht eine Verschwörung, es ist das Glück des Geschäftsmodells.

Es gibt Phasen, in denen Journalisten einfach einen Lauf haben. Es sind die Phasen, in denen die Indiskretionen nur so sprudeln. Bei uns war das erst zweimal der Fall, beim Rücktritt von Bundesrätin Elisabeth Kopp und beim Grounding der Swissair. Damals führten auch Schweizer Journalisten ein Herrenleben, weil jeder kleine Beamte gefahrlos zum grossen Informanten werden konnte. Auch die US-Medien mussten seit Richard Nixons Tricks und Bill Clintons Amouren lange auf solche Jubelzeiten warten.

Nun sind endlich wieder einmal alle Schleusen offen. In der Euphorie werfen die Medien die journalistischen Standards und Sorgfaltspflichten ungehemmt über Bord. Man kann es ihnen nicht richtig übelnehmen. Sie haben Partytime.

Auf Achse

Von Henryk M. Broder — Sigmar Gabriel als Aussenminister.

Am 27. Januar, zwei Wochen vor seiner Wahl zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, übergab der amtierende Aussenminister Frank-Walter Steinmeier sein Amt an Sigmar Gabriel, der einen Tag zuvor als Wirtschaftsminister zurückgetreten war. Einer der Gründe, warum Gabriel Aussenminister werden wollte, war privater Natur: um «mehr Zeit» für seine Familie zu haben.



Kaum vereidigt, brach Gabriel zu seiner ersten Mission als Aussenminister auf, nach Paris. Es folgten Reisen in die USA, nach Österreich, Italien, Estland, Lettland, Litauen, in die Ukraine, nach Warschau, Moskau, Athen, London, Mali, Serbien, Kosovo; Gabriel besuchte Albanien, Kuwait, den Irak, Jordanien, Israel, Somalia, eröffnete den deutschen Pavillon auf der Biennale in Venedig, nahm an einem Treffen der G-20-Aussenminister in Bonn teil und hielt eine Rede auf der 53. Münchner Sicherheitskonferenz.

Eine beachtliche Bilanz für einen, der «mehr Zeit» für seine Familie haben wollte.

Umso erstaunlicher, dass Gabriel noch Zeit findet, «über einhundert Vertreterinnen und Vertreter des Judentums, des Christentums und des Islam sowie weiterer Religionen» nach Berlin einzuladen, um mit ihnen zu beraten, «welche positive Kraft in Religionen steckt» und «wie das Friedenspotenzial der Weltreligionen noch besser genutzt werden» kann. Die Sache duldet keinen Aufschub, denn: «Von Paris bis Berlin haben Attentäter im Namen der Religion schändliche Anschläge verübt.»

Genau genommen haben die Attentäter, die von Paris bis Berlin schändliche Anschläge verübten, nicht im Namen der Religion gehandelt, sondern im Namen einer Religion. Es waren keine christlichen Pfadfinder, die ein Blutbad in einem Konzerthaus anrichteten, keine jüdischen Talmud-Studenten, die mit einem Laster einen Weihnachtsmarkt plattmachten, und keine Buddhisten, die ihre Gefangenen enthaupteten und die Hinrichtungen ins Netz stellten. Gabriel weiss es. Wenn er dennoch «Priester, Rabbiner und Imame aus der ganzen Welt» nach Berlin holt, dann tut er es im Dienst «der strategischen Neuausrichtung unserer auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik [...] weg von einer Aussenpolitik zwischen Staaten und hin zu einer Aussenpolitik der Gesellschaften». Er hat vergessen, welchen Rat ihm sein Vorgänger auf den Weg gab: «Mach keinen Unsinn!»

Schweizer Wirtschaftswunder

Die Industrie hat zwei Jahre nach der Freigabe des Euro-Franken-Wechselkurses die Währungsnachteile grossenteils wettgemacht. Die Firmen schafften, was seinerzeit viele für unmöglich hielten, weil der Staat nicht half. *Von Beat Gygi*

Vor wenigen Tagen hat der Branchenverband Swissmem für die Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie einen Umsatzsprung gemeldet, die Exporte ziehen an, und die Produktionskapazitäten sind überdurchschnittlich ausgelastet. Praktisch gleichzeitig hat Peter Spuhler den ersten Hochgeschwindigkeitszug für die SBB aus seinen Stadler-Rail-Fabriken rollen lassen. Dieser Tage feierte Stadler Rail das 75-jährige Bestehen, wobei die steile Karriere 1989 begann, als Spuhler die Firma mit 18 Mitarbeitern und einem Jahresumsatz von 4,5 Millionen Franken übernahm und dann den im Umbruch steckenden Eisenbahnmarkt von unten her eroberte. Heute umfasst die Belegschaft über 7000 Personen, davon gut 3000 an Schweizer Standorten. Da muss man doch einfach sagen: Die können etwas, die Schweizer Firmen ziehen ihr Geschäft trotz starkem Franken durch, in der hiesigen Industrie steckt eine unglaubliche Kraft.

Oder ist diese Einschätzung übertrieben? Nein, sie stimmt jedenfalls, wenn man die jüngsten Geschäftszahlen der Industrie anschaut. Ein grosser Teil der Firmen, die in der Schweiz produzieren, hat den Umsatz in jüngerer Zeit gesteigert und die Ertragslage verbessert. Natürlich kommen nicht alle auf ein Niveau wie die Gewinnmaschinen Geberit oder Ems-Chemie, bei denen der Betriebsgewinn einen Viertel des Umsatzes oder mehr ausmacht, aber die Margen werden besser. Ins Bild passt der Geschäftslage-

Indikator der KOF Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich, wie er in der ersten Grafik dargestellt ist. Es sind die Antworten von Firmen auf die Frage, ob sie ihre Lage als gut, befriedigend oder schlecht einschätzen. Die Linien entsprechen der Differenz zwischen «Gut» und «Schlecht»; übers Ganze gesehen (dickere Linie) überwiegen also in jüngster Zeit die Positivmeldungen wieder deutlich.

«Unglaublich»

Jetzt sind die befragten Firmen durchschnittlich gerade wieder auf dem Niveau, das sie im Januar 2015 unmittelbar vor der Freigabe der Kursuntergrenze gemeldet hatten. Aus dieser Sicht ist der Wechselkurs-Schock von 2015 verdaulich. Deutsche Ökonomen sagen dazu: «Unglaublich, das würde unsere Wirtschaft nie schaffen.» Das trauten vor gut zwei Jahren auch viele Schweizer Beobachter der hiesigen Wirtschaft nicht zu. Wenn man sich in Erinnerung ruft, welche pessimistische Voraussagen damals nach der Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze von 1.20 Mitte Januar 2015 zu hören waren, erscheint die Erholung tatsächlich wie eine Art Wirtschaftswunder.

Professor Jan-Egbert Sturm, Leiter der KOF, sagte damals, die Situation sei ernst, es werde zur Abwanderung gewisser Tätigkeiten aus der Schweiz kommen, die Aufgabe des Mindestkurses werde rund 40 000 Stellen kosten. Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt sprach

von einem Verlust von 30 000 Stellen. Für Unia-Industriechef Corrado Pardini war die «Frankenkrise» ein Angriff der Banken auf den Arbeitsplatz, er forderte eine Industriepolitik und, wie auch Swissmem-Vertreter, eine Schwächung des Franken durch die Nationalbank. An der Swissmem-Spitze mit Präsident Hans Hess sprach man von einer «Blutspur», die sich durch die Branche ziehen werde.

Sturm sagt heute, er und sein Team seien wirklich positiv überrascht worden, die Schweizer Industrie habe so energisch ihre Hausaufgaben gemacht und sich so gut geschlagen, wie man es 2015 nicht erwartet habe. Für Martin Blessing, Chef von UBS Schweiz, bilden die grösste positive Überraschung die vielen Schweizer KMU, die nach der heftigen Frankenaufwertung erneut bewiesen hätten, wie anpassungsfähig, innovativ und effizient sie

Bei der ETH ist man überrascht, wie energisch die Hausaufgaben gemacht wurden.

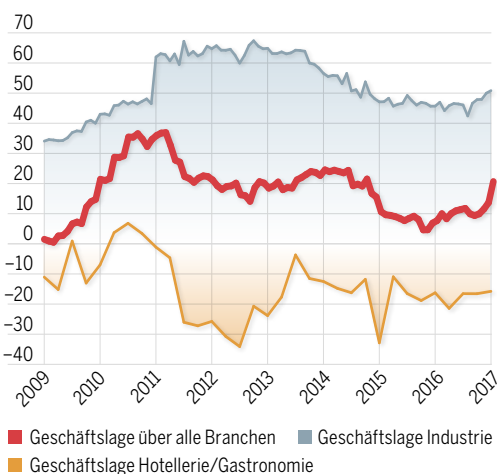
seien. Aus Sturms Sicht hat sich die Wirtschaft eben als noch flexibler und robuster erwiesen als gedacht. Besonders eindrücklich sei für ihn, auf welcher breiter Front man Preisanpassungen gemacht und untereinander weitergegeben habe – und zwar durchgehend durch die gesamten Wertschöpfungsketten.

Für Sturm war frappierend, wie die Produzenten die Zulieferer weitgehend in die Anpassungsprozesse einbezogen hätten. In seinem Team sei man 2015 der Auffassung gewesen, die Firmen hätten seit dem ersten Frankenschock von 2011 ja schon derart viele Preisanpassungen erprobt, dass die Spielräume wohl ausgereizt seien, aber nein: Plötzlich sei eine neue Flexibilität über die gesamte Wertschöpfungskette hinweg möglich geworden, vom Zulieferer bis zum Verkaufspunkt habe man viele Stellschrauben neu justiert, in diesem Ausmass sei das neu gewesen.

Er müsse gestehen, seine Prognosemodelle hätten ein derart starkes Abschneiden der Schweizer Wirtschaft einfach nicht vorausagen können. Hilfreich bei der Anpassung waren nach Sturms Worten natürlich auch die vermehrte Beschaffung aus dem Ausland, günstigere Importe, die Verlagerung von Teilen der Produktion ins Ausland und in jüngerer Zeit der Konjunkturaufschwung in Europa. Und man dürfe nicht vergessen: Die Schweiz habe zwei Jahre lang pro Kopf kein

Es geht aufwärts

KOF-Geschäftslage-Indikator: Differenz zwischen den Antworten «Gut» und den Antworten «Schlecht», in Prozent Meldungen aus 4500 Unternehmen der Schweiz

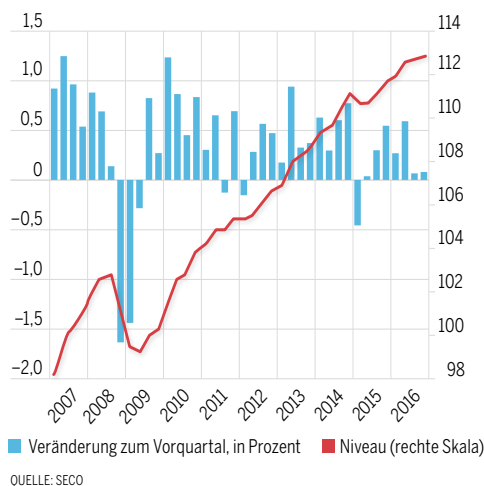


QUELLE: KOF

Positivmeldungen überwiegen.

Über ein paar Schlaglöcher

Entwicklung des realen Bruttoinlandsprodukts, einerseits Niveau (rechte Skala, indiziert, Mittel 2007 = 100), andererseits Veränderungen zum Vorquartal (linke Skala)



QUELLE: SECO

Die Zeit arbeitet für die Schweiz.



Verlustängste: Arbeitgeberpräsident Vogt.



«Wandlungsfähigkeit»: Firmenchefin Martullo.



Geschäft durchgezogen: Unternehmer Spuhler.



Nur schwacher Anstieg: Chefökonom Lampart.

Wirtschaftswachstum gehabt, habe also durchaus etwas gelitten, in den Weltmärkten Marktanteile verloren und habe heute etwas mehr Beschäftigungsprobleme als früher. In der zweiten Grafik sieht man, wie das Bruttoinlandprodukt (BIP) in der Finanzkrise drei Monate nacheinander schrumpfte, 2011 zwei Stolperschritte kamen und das erste Quartal 2015 dann deutlich unter der Kursfreigabe litt.

Geringere Inflation als andere Länder

Aber die Zeit arbeitet sozusagen für die Schweizer Wirtschaft, weil die Inflation und damit die Kostensteigerungen im Inland über die meiste Zeit geringer sind als im Ausland. Durch solche internen Kostendämpfungen

wird ein harter Franken für die Schweizer Firmen erträglicher, weil der Franken-Kostenblock leichter wird, nach Sturms Schätzung Jahr für Jahr ungefähr ein Prozent. Wie sich dies auf die Wechselkurse auswirkt, ist in der dritten Grafik dargestellt. Wenn man den Aussenwert des Frankens gegenüber einem Korb von Euros, Dollars und anderen Währungen als Index nimmt, mit dem Stand 100 im Jahr 2007 (damals war der Euro-Kurs Fr.1.60), dann kann man an der rechten Skala ablesen, dass dieser Aussenwert (blaue Linie) heute nominal knapp 150 Prozent der Stärke von 2007 ausmacht. Die Schweizer Exporteure arbeiten aus dieser Sicht heute also mit einem Franken, der fast 1,5-mal so stark ist wie vor zehn Jahren.

Aber in der Realität ist es nicht ganz so. Die Schweiz hat nämlich in der ganzen Zeit eine geringere Inflation gehabt, also einen schwächeren inneren Kostenauftrieb als die anderen Länder, unter anderem durch Zurückhaltung bei den Löhnen. Deshalb ist die von Exporteuren tatsächlich gespürte Zunahme der Frankenstärke lediglich etwa 125 Prozent (rote Linie).

Und die Exporte boomen, wie es die vierte Grafik zeigt, allerdings primär dank der Pharma-Industrie. Die Hälfte des Währungsnauchteils, wie er auf dem Papier steht, ist also mittlerweile ausstrahlt. Oder anders gesagt: Wettmachen von Währungsnauchteilen durch Training und disziplinierten Lebenswandel. Im Grunde genommen spielt dieser Zusammenhang seit den 1970er Jah-

Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen:

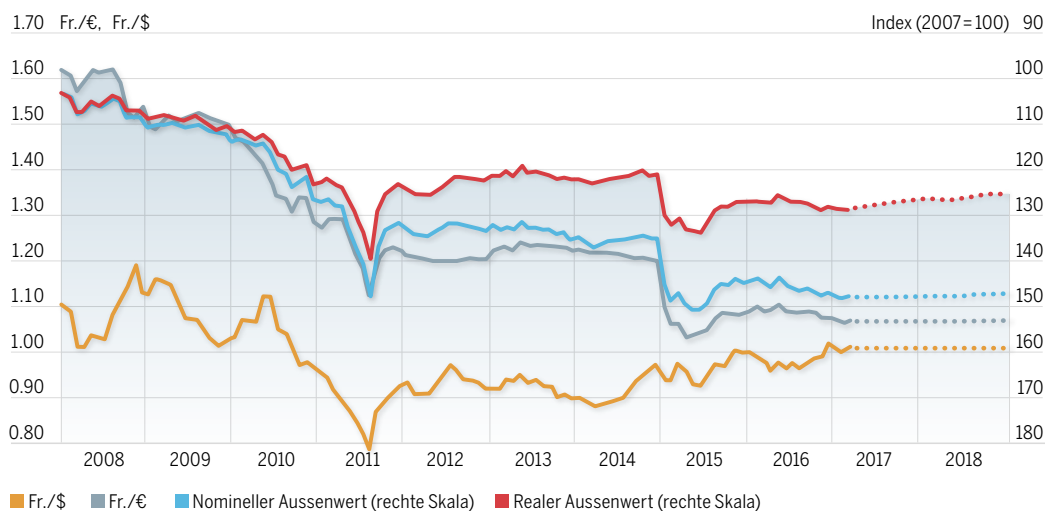
www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Harter Franken als Fitnessprogramm

Aussenwert des Schweizer Frankens, Wechselkurse: Franken pro Euro und Franken pro Dollar (linke Skala)



QUELLEN: SNB, KOF

Der Franken ist fast 1,5-mal so stark wie vor zehn Jahren.

ren und stellt eine Einzigartigkeit der Schweiz und einen Teil ihres Erfolgsrezepts dar. Der Franken hat bereits eine rund vierzigjährige Karriere fast stetiger Wertsteigerungen hinter sich, und meistens gelang der Wirtschaft die Anpassung – was allerdings immer auch mit Veränderungen der Wirtschaft und der Unternehmen verbunden war, auch dieses Mal.

Wo ist die Blutspur, von der Swissmem anfangs gesprochen hatte? Hess nimmt dazu Stellung und sagt, dass die Firmen in der ersten Welle der Frankenerstarkung 2011 sehr viel für ihre Fitness getan hätten und in der zweiten Welle 2015 dann viel weniger Spielraum für weitere Massnahmen gehabt hätten. In der ersten Runde seien in der Maschinenbranche weniger als 5000 Stellen verschwunden, in der zweiten etwa 11 000. Nur etwa 40 Prozent der Firmen kämen heute auf einen befriedigenden Betriebsgewinn, während fast ein Viertel noch mit Verlust arbeite. Nach der ersten Welle seien die Firmen viel rascher gesünder geworden als diesmal, knapp die Hälfte würde wohl weitere Verlagerungen ins Ausland ins Auge fassen. Ein solches Bild zwei Jahre nach dem Kursschock könne man als blutige Spur bezeichnen. Der Branche würde ein Wechselkurs von 1.10 bis vielleicht 1.15 enorm helfen, um in die Zukunft zu investieren. Auch die Nationalbank-Führung sage ja, der Franken sei überbewertet.

Steht denn die Maschinen- und Elektroindustrie heute besser oder schlechter da als vor der Wechselkursfreigabe Anfang 2015? Hess findet, eine Antwort sei schwierig. Firmen, die genug Liquidität und Reserven gehabt hätten, um zu investieren, stehen seiner Ansicht nach eher besser da als vorher. Aber es gebe eben die andern, vor allem viele Zulieferer, die zu wenig Polster gehabt hätten, geschwächt worden seien und heute zu knapp dran seien.

Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, ist der Ansicht,

es gebe wenig Indizien für die sogenannte Stahlbad-These, also die These, dass die durch die Kursfreigabe nötig gewordenen Anpassungen die Firmen fitter gemacht hätten. Nach seiner Einschätzung wirkt der Wechselkurs eher wie ein Klotz am Bein. Viele Firmen hätten zu wenig Mittel, um zu investieren. Während die Unternehmen etliches ausgelagert hätten, sei die Beschäftigung in der Maschinenindustrie geschrumpft – ganz im Gegensatz zu Deutschland, wo in dieser Zeit in grossem Stil neue Arbeitsplätze entstanden seien. Gegen die Stahlbad-These spreche auch, dass in der Schweizer Industrie die Produktivität nur schwach steige und dass neben den Investi-

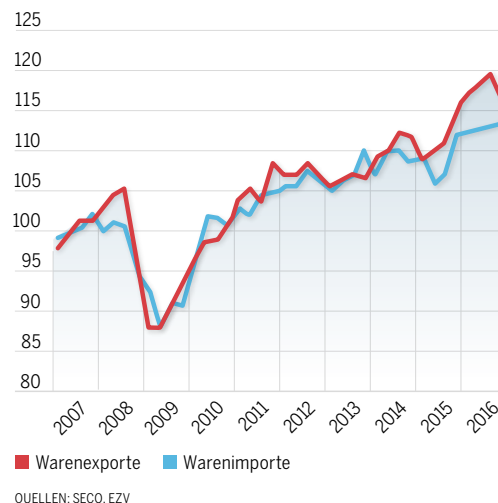
«Hilf dir selbst!» – diese Botschaft habe Kräfte freigesetzt, die viele den Unternehmen nicht zutrauten.

tionen auch Forschung und Entwicklung eher nachliessen. Hess weist aus seiner Sicht in ähnlichem Tonfall darauf hin, dass viele Firmen schon in der Krise 2009 angefangen hätten, Eigenkapital aufzuzehren. Aber er betont dann, was ihn bei der Bewältigung des 2015er Kurssprungs am meisten überrascht habe: der Kampfwillie quer durch alle Unternehmen. Anfang der 1990er Jahre habe er in ähnlichen Situationen wenig von solchem Widerstandsgeist gespürt, damals habe man viel rascher aufgegeben und ganze Industriegeschäfte abgebaut.

Warum ist heute die Entschlossenheit denn grösser als früher? Für Rudolf Minsch, Chefökonom des Wirtschaftsdachverbands Economie-suisse, steht im Vordergrund, dass die Firmen wussten, was zu tun war. Im Januar 2015 habe man in vielen Betrieben sogleich die Routine verlassen und spezielle Anstrengungen unternommen, mit den Belegschaften Arbeitszeiterhöhungen vereinbart, mit Lieferanten und Kun-

Exportmaschine

Warenexporte und Warenimporte, real, saisonbereinigt, indexiert (Jahresmittel 2007 = 100)



Die Hälfte des Währungsnachteils ist ausradiert.

den Preise und Konditionen neu verhandelt, Margen neu berechnet, überall nach Neuerungen gesucht. Ein allgemeines Rezept habe es nicht gegeben, sondern jeder habe eigene Wege gesucht. Da man 2011 bereits eine ähnliche Stresphase erlebt habe, seien diese Reaktionen 2015 deutlich schneller erfolgt, vieles sei ja Jahre vorher schon einmal durchgespielt worden.

«Schlüssel zum Erfolg»

Zentral ist für Minsch aber, dass die Firmen in der Schweiz das Heil nicht bei der Politik suchten. Dies sei im Vergleich mit dem Ausland ein entscheidender Erfolgsfaktor der Schweiz. Auch die Politiker hätten in diesem Fall der Versuchung widerstanden, Probleme durch Subventionen oder andere Unterstützungsprogramme lösen zu wollen. Drei Jahre vorher noch hatte der Bundesrat eine ganze Sammlung von Massnahmen zusammengestellt mit allerlei Zusagen für öffentliche Gelder, die dann gar nicht alle abgeholt wurden. Für Minsch ist klar, warum die Schweizer Industrie die Frankenaufwertung diesmal so erfolgreich verarbeitet hat: Der Staat habe klar zu verstehen gegeben, dass er nicht helfen könne. «Hilf dir selbst!» – diese Botschaft habe Kräfte freigesetzt, die viele den Schweizer Unternehmen zuerst nicht zutrauten.

Die Politikerin und Unternehmerin Magdalena Martullo-Blocher sagt es, bezogen auf ihre Firma, so: «Wandlungsfähigkeit war in der über 80-jährigen turbulenten Geschichte von Ems schon immer der Schlüssel zum Erfolg. Dank einer Wachstumsoffensive und einem Innovationsschub sind heute zwei Drittel unserer Produkte jünger als zehn Jahre – mit diesen erzielen wir die Hälfte des Umsatzes.» Wie oben erwähnt, kommen nicht alle Unternehmen auf Margen wie Ems, aber für den durchschnittlichen Fall wies Hess auf die Wendung «Not macht erfinderisch» hin. ○



Grandiose Inszenierung: Thierry Carrel.

Starchirurg als Kantengänger

Professor Thierry Carrel, 57, wirbt für ein kommerzielles Schlankheitsprogramm und greift nach der Privatklinik Beau-Site. Ärztekreise kritisieren zunehmend sein Geltungs- und Machtbewusstsein.

Von Christoph Mörgeli

«Der Gesundheitstipp eines renommierten Mediziners, der weiss, wovon er spricht.» Dieses Inserat sorgt unter Ärzten für Stirnrünzeln. Thierry Carrel, von den Medien gefeierter Herzchirurg in Bern und Aarau, wirbt mit Bild und Wort für das «Vitalyse»-Schlankheitsprogramm der Firma Vitalance: «Jetzt Termin reservieren und von 10 % Rabatt profitieren.» Er habe, freut sich Carrel, in wenig mehr als einem Jahr fünfundzwanzig Kilo abgenommen. Laut der Zeitschrift *Gesundheitstipp* müssen die Kunden pro Kur mehrere tausend Franken hinblättern. Eine Ernährungsberaterin beurteilt die Werbeoffensive als «unfaire Geldmacherei auf dem Buckel der Übergewichtigen». Das teilweise zweimal wöchentliche Aufgebot ist nach Meinung von behandelnden Hausärzten des Guten zu viel. Der Geschäftsführer von Vitalance betont demgegenüber, wer sein Diätprogramm selber finanziere, setze sich tendenziell stärker für den Erfolg ein. Mit andern Worten: Erst wenn das Portemonnaie so richtig abnimmt, nimmt auch der Bauch ab.

Marktschreierisch und überteuert

Die marktschreierische Werbung für eine überteuerte Schlankheitskur, bei der Professor Thierry Carrel als Aushängeschild bereitwillig mitmacht, stösst auch bei Mediziner-

kollegen auf Unverständnis. Ein Mitglied des FMH-Zentralvorstands spricht von «mangelnder Sensibilität» und einem gewissen «Borderline-Verhalten»: Wenn Carrel als weitherum bekannter Arzt ein einzelnes Verfahren im freien Markt empfehle, sei dies durchaus wettbewerbsrelevant. Doch die Wirksamkeit des Vitalance-Coachings sei wohl kaum wissenschaftlich belegt, und Carrel könne auf diesem Gebiet nicht als Spezialist gelten. Thierry Carrel selber verteidigt sich, er habe das Programm von Vitalance erfolgreich absolviert und darüber einen «kurzen persönlichen Bericht für das Sprechzimmer» geschrieben. Aus diesem habe die Geschäftsführung einen Werbetext verfasst und ihn um Erlaubnis für die Publikation in der Öffentlichkeit gefragt: «Somit bin nicht ich die Person, die Werbung macht, sondern die Institution Vitalance.» Auch sei er für die Reklame nicht entschädigt worden.

Noch immer ist hierzulande die Kommerzialisierung des Ärztestandes verpönt. Die Standesordnung der Schweizer Ärztesvereinigung FMH beurteilt eine Information als unsachlich, wenn sie die «gebotene medizinische Objektivität und Erfahrung nicht wahr» oder die nach Form oder Inhalt dem Informationsbedürfnis von Patient und Patientin beziehungsweise Kollege und Kollegin nicht ent-

spricht». Nun dürfte unbestritten sein, dass Carrel als Herzchirurg im Fall der Anpreisung seiner ganz persönlichen Schlankheitskur weder objektive wissenschaftliche Studien unternommen hat noch ein wirkliches öffentliches Informationsbedürfnis stillt. Seine Anpreisung einer bestimmten Schlankheitsmethode einer bestimmten Firma ist standespolitisch zumindest fragwürdig.

«König der Herzen»

Wenn in der Schweiz von Herzchirurgie die Rede ist, ist die Rede von Thierry Carrel: «berühmter Chirurg» (*Bieler Tagblatt*), «einer der führenden Herzspezialisten Europas» (*Südost-*

Wie ist es menschenmöglich, «aktives Mitglied von 25 Fachgesellschaften» zu sein?

schweiz), «Starherzchirurg» (*Berner Zeitung*), «Star unter den helvetischen Herzchirurgen» (*Solothurner Zeitung*), «König der Herzen» (*Unter-Emmentaler*). Überregional bekannt wurde der Klinikdirektor am Inselspital 2005 durch eine Dokumentationssendung des Schweizer Fernsehens. Dort präsentierte sich der Freiburger nicht nur als grandioser Meister des Skalpells, sondern auch als tiefgläubiger Ka-

tholik mit fundierter ethischer Weltsicht. Seither ging's mit dem Liebling des Boulevards steil bergauf: Neben der Direktion des Inselspitals leitet er das (allerdings nie richtig konkretisierte) Zentrum für Herzchirurgie der Universitäten Bern und Basel. 2008 zeigte sich der «Herzbube» am Ringier-Jubiläum erstmals öffentlich mit dem «TV-Herzchen» Sabine Dahinden. Im gleichen Jahr operierte er in ebenso grandioser wie gnadenloser Medieninszenierung Bundesrat Hans-Rudolf Merz. 2014 übernahm Carrel zusätzlich die Hirslanden-Herzklinik in Aarau. Dort arbeitet er seither einen Tag pro Woche, während an den restlichen vier Tagen Lars Englberger zuständig ist. Carrels vergleichsweise kärgliche Präsenz im Aargau kontrastiert auffällig mit seinem dominanten Auftreten in der dortigen Öffentlichkeit.

Posaunist, Miss-Wähler, Verwaltungsrat

Kein Schweizer Arzt beherrscht die Klaviatur der Öffentlichkeit wie Posaunenspieler Thierry Carrel. Bei den Miss-Schweiz-Wahlen auf dem Berner Bundesplatz verwandelte er unbeholfen stöckelnde Bikini-Mädchen in weltenrettende Charity-Ladys für seine Herzstiftung Corelina. Er lässt sich im noblen Berner Hotel «Bellevue» vom Publikum mitsamt seiner Herz-Lungen-Maschine bestaunen. Er tourt mit «seinem» von Walter Däpp geschriebenen Buch «Von Herzen» durchs Land und führt von ihm operierte Patientinnen vor. 2015 kritisierte Carrel in der *Schweizer Illustrierten*, dass er weniger verdiene als Banker oder Manager. Kleine Rückschläge steckte er selbstbewusst weg – so 2011 die Nichtwahl ins eidgenössische Parlament mit der Aussage, die Wähler wollten ihn lieber im Operationssaal als im Nationalratssaal. Sein freisinniges Beziehungsnetz spielt via Werbebüro Furrer Hugli dennoch exzellent. Carrel sitzt seit 2014 im Verwaltungsrat der Schweizerischen Mobiliar, wo für vier jährliche Sitzungen ein Honorar von durchschnittlich 36 000 Franken fliesst. Ein Jahr später kürte ihn die Berner High Society zum «Oberzibele-Gring». Gastgeber: die Schweizerische Mobiliar.

Doch die ständige Ausweitung von Einfluss und Prestige wird mittlerweile zunehmend kritisiert. Wie ist es menschenmöglich, «aktives Mitglied von 25 Fachgesellschaften» zu sein? Die von Carrel propagierten Apparate für Anastomosen erwiesen sich als Flop. Überhaupt gilt der Lausanner Professor Ludwig von Segesser in der Fachwelt als wissenschaftlich weit innovativer. Neuerdings proben die Ärzte der zur Hirslanden-Gruppe gehörenden Berner Privatklinik Beau-Site den Aufstand. Sie wehren sich dagegen, dass Carrel auch noch die Leitung der dortigen Herzklinik übernimmt. Stösst der allgegenwärtige Thierry Carrel ausgerechnet vor seiner Berner Haustür an Grenzen? ○

Migration

Schweizer Steuergeld für Schlepper

Mit 250 000 Franken sponserte die Deza eine umstrittene Organisation, die illegale Migranten vor der libyschen Küste aufnimmt und übers Mittelmeer verfrachtet. In Italien regt sich Widerstand.

Und jetzt finanziert die Schweiz auch noch die Invasion von Italien», titelte das Mailänder Blatt *Il Giornale* letzte Woche. Wie eine parlamentarische Untersuchung in Rom kürzlich ans Tageslicht gebracht hat, soll im letzten Jahr eine «europäische Institution» das maltesische Hilfswerk Moas (Migrant Offshore Aid Station) mit 230 000 Euro unterstützt haben. Moas legt grossen Wert auf Diskretion bei den Geldgebern. Doch italienische Reporter fanden den Namen des geheimnisvollen «europäischen» Sponsors heraus: das Eidgenössische Aussendepartement in Bern.

Moas betreibt mehrere topmoderne Schiffe, die vor der libyschen Küste afrikanische Immigranten auffischen, um diese nach Sizilien zu überführen. Anfang Jahr äusserte Oberstaatsanwalt Carmelo Zuccaro aus der sizilianischen Hafenstadt Catania den Verdacht, dass «gewisse Hilfswerke» direkt mit libyschen Schlepperbanden zusammenarbeiteten oder gar von diesen finanziert würden. Wie durchsickerte, richtete sich dieser Verdacht namentlich gegen Moas. Später krebste Zuccaro allerdings halbwegs zurück: Konkrete Beweise habe er nicht.

Meinung kurzfristig geändert

Bereits im letzten Dezember berichtete die *Weltwoche* erstmals über die umstrittenen Methoden der Hilfswerke auf dem Mittelmeer und der Moas im Speziellen («Costa Nostra», *Weltwoche* Nr. 50/2016). Weil die Helfer die Immigranten direkt vor der libyschen Küste abholen, provozieren sie nachgerade die Himmelfahrtskommandos mit den hoffnungslos überfüllten Schlauchbooten, die eine Fahrt übers offene Meer gar nicht überstehen könnten. Ihr Ziel sind einzig und allein die Schiffe der Hilfswerke, die den Schleppern der schwierigsten Teil der Arbeit abnehmen. Seitdem die Helfer vor der Küste am Werk sind, stieg nicht nur die Zahl der Migranten sprunghaft, sondern auch jene der Toten und Vermissten.

Von Flüchtlingen zu reden, fällt derweil zusehends schwer: Die meisten Migranten stammen heute aus afrikanischen Ländern, in denen keine aussergewöhnlichen politischen oder gar kriegerischen Wirren herrschen. Gerüchte, wonach sich die Schlepper mit den Helfern direkt absprechen, kursieren schon lange. Allerdings ist dies gar nicht unbedingt nötig: Dank GPS-Tracking können die Schlepper die vor der Küste oft tagelang wartenden Hilfsschiffe einfach mit einem Laptop orten, um ihnen ihre menschliche Fracht in den prekären Booten entgegenzu-



Absprache mit Schleppern: Moas-Rettungsschiff.

schicken – auf dass sie die Menschen retten und nach Italien hinüberschleppen.

In der linken Szene geniessen die Retter-Schlepper nach wie vor Ansehen. So forderte der Genfer SP-Nationalrat Carlo Sommaruga im Juni 2015 den Bundesrat mit einer Interpellation auf, das Hilfswerk Moas finanziell zu unterstützen. In ihrer Antwort vom 25. August desselben Jahres erklärte die Landesregierung, ihr sei die 2013 gegründete Firma als effiziente private Rettungsorganisation bekannt. Diese zu unterstützen, gehöre allerdings «nicht zu den Prioritäten» des Bundesrats. Man setze vielmehr auf Hilfe vor Ort und eine Kooperation mit dem EU-Grenzschutz Frontex.

Offenbar hat der Bundesrat seine Meinung kurzfristig geändert. Wie die dem EDA angegliederte Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) über ihr Hausorgan *Eine Welt* bereits im letzten März beiläufig mitteilte, hat der Bund im Jahr 2016 der «Nichtregierungsorganisation Moas», die Zehntausende von Menschen «vor dem fast sicheren Tod» rette, 250 000 Franken überwiesen. Die Deza ist sogar stolz darauf, dass sie die private Firma «als erste staatliche Entwicklungsagentur» unterstützt – und hofft offenbar, dass andere folgen werden. Die Italiener, die die mit Schweizer Steuergeldern eingeschleppten illegalen Immigranten aufnehmen müssen, sind weniger begeistert. *Alex Baur*

Der Party-Minister

Alain Berset ist der beflissene Super-Etatist im Bundesrat. Zuweilen erliegt er aber den süßen Versuchungen der Macht und seines Amtes. *Von Hubert Mooser*

Wenn der Vizepräsident der Eidgenossenschaft, Bundesrat Alain Berset, als Kulturminister unterwegs ist, kann es spät werden. Anders als sein Vorgänger Pascal Couchepin, dem nachgesagt wurde, er sei spätestens um 22 Uhr ins Bett gegangen, zeigt Berset mehr Standvermögen. Es kann schon einmal weit nach Mitternacht werden, wenn er am Automobilsalon oder an der Buchmesse in Genf auftritt, bevor sich der Kulturminister zurückzieht. Er pflegt dann in einem der Fünfsternehotels am Genfersee abzusteigen.

Das ist eine exklusive Marotte des Kulturministers. Kein anderer Schweizer Bundesrat übernachtet nach einem offiziellen eintägigen Auftritt im Inland auswärts. Bei Alain Berset komme das relativ häufig vor, tuschelt man in Bern. Wie oft und in welchen Häusern



Es wurde wieder einmal spät: Bundesrat Berset...

der Kulturminister absteigt, das will Bersets Informationschefin Nicole Lamon nicht verraten. Wenn es möglich sei, kehre er zum Schlafen nach Hause zurück. Aber es passt zum Stil des Freiburger Genossen. Er liebt die Macht und mit ihr die Aura des Amtes. Mehr und mehr verfällt Berset den verführerischen Seiten des Jobs.

Ein Faible für Limousinen

Bundesrat Berset schätzt die Insignien der Macht. Gerne schwirrt er zu öffentlichen Auftritten im Helikopter heran. Neben Guy Parmelin, der als Verteidigungsminister von Amtes wegen viel auf dem Luftweg unterwegs ist, und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, der im letzten Jahr als Bundespräsident viel auf Reisen war, benutzte 2016 kein

Bundesrat öfter den Hubschrauber als der Innenminister.

Die Inszenierung verkommt mitunter zur Groteske. Beim Staatsbesuch von Chinas Präsidenten Xi Jinping stieg Vizepräsident Alain Berset mit Gattin Muriel Zeender bei seinem Amtssitz an der Berner Inselgasse in die Dienstlimousine ein, um eine Kurve weiter vor dem Luxushotel «Bellevue» bereits wieder auszusteigen. Zu Fuss brauchte man dafür zwei Minuten. Aber es sieht natürlich stilvoller aus, wenn man sich zum Festbankett chauffieren lässt.

Nicht einmal Bundespräsidentin Doris Leuthard, die sich fast zu jedem speziellen Anlass ein Kleid von Akris auf den Leib schneiden lässt, inszeniert sich öfter als ihr Amtskollege. Ob an den Solothurner Filmtagen oder am Filmfestival Locarno: Wenn Berset mit seiner adretten Gattin auf der Bühne auftaucht, liegt ein Hauch von Glamour in der Luft.

Geschickt lässt er sich von Journalisten der Westschweizer Zeitschrift *L'illustré* begleiten, wenn er, wie im Januar, zum OECD-Gesundheitsministertreffen nach Paris fliegt und beim Rückflug OECD-Generalsekretär José Angel Gurría und den deutschen Gesundheitsminister im Bundesrats-Jet nach Davos ans WEF mitnimmt. Die Westschweizer Fotografen sind auch zur Stelle, wenn Berset den chinesischen Staatspräsidenten Xi Jinping auf dem Flughafen in Genf verabschiedet oder dem Uno-Generalsekretär António Guterres die Hand schüttelt. Bereitwillig lässt er sich beim Besuch des Sets einer Serie des West-



...im Kunstmuseum Bern...



...mit Gattin an einer Gala im Bernerhof...

schweizer Fernsehens für eine Statistenrolle einspannen. Demonstrativ lässt er sich fotografieren, wenn er sich die Fliege für ein Dinner umbindet.

Parallelen zu Macron

Berset gehört jener Politikergeneration an, von denen die fast gleichaltrige FDP-Nationalrätin Christa Markwalder einmal sagte, dass sie Karrieren auf den Kopf stellten. Parallelen zum neuen französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron drängen sich auf. Der Freiburger SP-Ständerat war damals gleich alt wie der heute 39-jährige Macron, als ihn die Bundesversammlung als Nachfolger von Micheline Calmy-Rey in den Bundesrat wählte. Berset war keiner, der politische Gegner mit scharfen Reden brüskiert hatte.

Das hilft, wenn man ambitionöse Karrierepläne verfolgt. Berset zählt wie Macron zu jener Garde von jüngeren Politikern, die eine Vorliebe haben für enggeschnittene, gut-sitzende Anzüge. Wie Macron gibt er sich modern, ist aber in der ländlichen Gegend verwurzelt. Er gehört einer arrivierten SP-Familie aus Belfaux an. Mutter Solange Berset war Freiburger SP-Präsidentin, Grossratspräsidentin und Syndic von Belfaux. Der Clan resi-

Als Kulturminister kann er sich eindeutig besser in Szene setzen als bei der Gesundheitspolitik.

diert je nach Blickwinkel wie eine Fürstenfamilie oder eine albanische Grossfamilie unter einem Dach.

Trotz seiner Jugend ist es ihm nicht gelungen, Amt und Politik zu entstauben. Er hat zwar mit Generalsekretär Lukas Bruhin, dem früheren SP-Generalsekretär Thomas Christen und dem gewerkschaftsnahen Peter Lauener eine ungefähr gleichaltrige Gruppe um sich geschart. Doch sein elitärer, fast schon autoritärer Führungsstil erinnert an vergangene Zeiten.

Alain Berset ist felsenfest überzeugt, dass er Grosses leisten kann. Besonders bei der Altersreform drängte die Zeit, als er ins Amt kam. Er musste nachholen, was seine Vorgänger versäumt hatten. Seine Pläne waren sportlich – eine Revision der AHV und der zweiten Säule in einem Aufwasch. Die erste Etappe im Parlament hat er überstanden. Im Herbst werden die Schweizer Stimmbürger darüber abstimmen.

Bereits läuft Berset im Abstimmungsmodus. Dass er einer der cleversten Politiker seiner Generation ist, stellte er unlängst am Europa-Forum im KKL Luzern wieder einmal unter Beweis, vor gut tausend Zuhörern zum Thema «The New Global Race». Der schlaue Magistrat nutzte die Gelegenheit, um Reklame zu machen für seine Altersreform 2020.



... am Filmfestival Locarno...

Ausgehend vom gegenwärtig herrschenden Populismus in der Politik, führte er aus, die Reformfähigkeit sei eine gute Antwort auf die Identitätskrise, die alle westlichen Länder gegenwärtig durchleiden würden.

Er rief dazu auf, beweglich zu bleiben. «Bei der Altersvorsorge herrscht seit rund zwanzig Jahren Reformstau», warnte der Minister. Und: «Wer reformiert, sitzt am Steuer.» Berset landete mit seiner charmanten Art einen Volltreffer, wie sich hinterher beim Netzwerk-Apéro zeigte. «Viele Wirtschaftsführer sagten mir, es sei an der Zeit, dass auch im Bereich der Altersvorsorge etwas gehe», rapportiert Ständerat Joachim Eder.

Steinige Gesundheitspolitik

Der Berset-Zauber wirkt aber nicht immer. Bei der Gesundheitspolitik, wo er eine dirigistische Staatsmedizin predigt, gelingt ihm nicht viel. Zwar legt Berset zackig eine Vorlage nach der anderen vor, aber das Parlament legt sich ebenso zackig ein ums andere Mal quer. Die Qualitätsvorlage steht synonym für die Chronik des Versagens in der Gesundheitspolitik. Auf die Vorlage «Stärkung von Qualität und Wirtschaftlichkeit in der Krankenversiche-



... an der Baselworld...

rung» trat der Ständerat nicht einmal ein. Bundesrat Alain Berset wollte zwecks Überwachung des Systems eine zentralistische Behörde aufbauen. Die Ablehnung kommt für den ehrgeizigen Bundesrat Berset einer Ohrfeige gleich.

Als Kulturminister kann er sich eindeutig besser ins Szene setzen als bei der Gesundheitspolitik, wo ihm von allen Seiten Giftpfeile entgegenfliegen. Hier kann er Geld verteilen, ohne dass jemand fragt, wer dafür bezahlt. So auch vor einer Woche bei der Eröffnung der Biennale in Venedig. Bundesrat Alain Berset war mit seinem Hofstaat in die Lagunenstadt gereist – zur Eröffnung des Schweizer Pavillons. EDI-Generalsekretär Lukas Bruhin war dabei, Informationschefin Nicole Lamon ebenso.

Auch der Chef von Präsenz Schweiz, Nicolas Bideau, und die Genfer Staatskanzlerin Anja Wyder gehören zu Bersets bevorzugter Entourage. Aus Freiburg reiste SP-Staatsrat Jean-Francois Steiert an. Nach der Würdigung des Werkes schritt man zum Cocktail. Es wurde wieder einmal spät. ○



... und an der Kunstbiennale Venedig.

Unterhaltung Hüftsteif

Das Schweizer Fernsehen bittet zum Tanz. Die Konkurrenz hat mehr Schwung.

Das Szenario wiederholt sich. Als das Schweizer Fernsehen in einer Castingshow den eidgenössischen «Music Star» suchte, hatte das Publikum zuvor bereits eine gehörige RTL-Portion «Deutschland sucht den Superstar» verabreicht bekommen. Die auf dem öffentlich-rechtlichen Sender inszenierte Suche nach den «grössten Schweizer Talenten» war auch alles andere als ein taufrisches Format.

Und jetzt, da die Leutschenbacher Unterhaltungskünstler mit der Show «Darf ich bitten?» den schweizerischen Tanzmuffeln Beine machen wollen, fragt man sich: Warum kuppert die Schweiz international sattsam bekannte TV-Kisten immer als letztes Land im Umzug ab?

Man will den beteiligten Promis gar keinen Vorwurf machen. Der Berner Kranzschwinger Käser Remo wirkte mit seinen Muskelbergen zwangsläufig hüftsteif, Jodelkönigin Maja Brunner und Troubadour Michael von der Heide gaben sich redlich Mühe. In der Summe ziehen hiesige Unterhaltungsshow gegen die ausländische Konkurrenz aber immer den Kürzeren. Wenn die Österreicher ihren «Dancing Star» küren, knistert es im Ballsaal. In Deutschland hat die RTL-Show «Let's dance» die schrulligste Jury (Joachim Llambi, Motsi Mabuse, Jorge González) und tanzlustige Amateure, die den weltmeisterlichen Profitänzern mächtig einheizen.

Sorry, aber im Direktvergleich mit der ausländischen Unterhaltungsindustrie spielt das Schweizer Fernsehen in der Kreisliga. In der SRF-Tanzshow «Darf ich bitten?» war einzig der schrille Jubeltanz von Siegerin Fabienne Louves ein Brüller. Und was hat die biedere Sendung eigentlich mit Service public zu tun? Immerhin: Die privaten Tanzschulen dürften sich über den gebührenfinanzierten Werbespot freuen. René Zeller



«Darf ich bitten?»

Einzig der schrille Jubeltanz von Siegerin Fabienne Louves war ein Brüller.



«Ich will, dass die Leute verstehen und nicht töten»: Vortragsredner Ganser vor vollem Saal in Deutschland.

Missionar des Misstrauens

Der Historiker Daniele Ganser absolvierte eine brillante akademische Laufbahn, bis er mit steilen politischen Thesen irritierte. Kritiker nennen ihn seither «Verschwörungstheoretiker», seine Bücher aber sind Bestseller und seine internationale Fangemeinde ist riesig. *Ein Porträt von Rico Bandle*

Am Schluss ruft er zu Optimismus auf. «Ich glaube, die Welt ist ein wunderbarer Ort», sagt Daniele Ganser im vollbesetzten Stadthofsaal in Uster. Nachdem er zwei Stunden lang von verdeckten Kriegen, Millionen von Toten und den Lügen der Mächtigen gesprochen hat. Es war auch sonst ein erstaunlicher Abend: Da referiert einer über Aussenpolitik und ge-strategische Vorgänge, und mehrere hundert vorwiegend junge Leute hören gebannt zu. Sie bezahlen dafür sogar dreissig Franken Eintritt. Selbst nach der Pause bleibt kein Platz leer, obschon draussen der erste warme Sommerabend des Jahres lockt.

Daniele Ganser hat eine riesige, stetig wachsende Fan-Gemeinde. Die Videos seiner Vorträge erreichen auf Youtube ein Millionenpublikum, seine Bücher sind Bestseller. Für die meisten Zeitungen ist er ein «Verschwörungstheoretiker», der nebulöse Theorien verbreite, die NZZ bezeichnet ihn als «Meister des Subtexts». Der Widerstand bestärkt ihn und seine Anhänger erst recht in ihrer Annahme, gegen eine Koalition der Mächtigen ankämpfen zu müssen, die die Wahrheit unterdrücke.

Landesweite Bekanntheit erlangte Ganser vor einigen Monaten durch seinen Auftritt in

der Fernsehdiskussionssendung «Arena». Moderator Jonas Projer griff bei Ganser zu einer Methode, die er zuvor noch nie angewendet hatte und die man sonst eher vom streitlustigen TV-Talker Roger Schawinski kennt: Er blendete einen Satz aus einem privaten E-Mail Gansers ein, der nichts mit dem Thema der Sendung zu tun hatte. Die Einblendung diente einzig dem Zweck, Ganser zu diskreditieren, ihn von Anfang an unglaubwürdig zu machen. Für die Sendungsmacher ging der Schuss nach hinten los: Nicht nur zog Ganser durch die Attacke sofort die Sympathien des Publikums auf sich, die «Arena» kassierte später auch eine heftige Rüge des Ombudsmanns.

Illegale Angriffskriege

Liest man seine Bücher, ist die Ablehnung Gansers schwer nachvollziehbar. Sein grosses Thema sind die Kriegshandlungen der USA. Ganser beschreibt die bewaffneten Konflikte der Welt strikt aus Amerika- und Nato-kritischer Perspektive, die letzten vier US-Präsidenten sind für ihn alles «Kriegsverbrecher». Im Kern lautet seine These: Die USA sind ein Imperium, das mit illegalen Angriffskriegen die Welt ausbeutet und seine Macht ausweitet. So wie es frü-

here Imperien wie Grossbritannien oder das Römische Reich auch schon getan haben. Der «Krieg gegen den Terror» sei nur ein Vorwand, um an wichtige Ressourcen zu kommen, vornehmlich Öl. Natürlich zieht Ganser fast ausschliesslich Quellen herbei, die seine These stützen, die anderen hält er klein. Diese Methode kann man kritisieren, doch sie ist bei Populärwissenschaftlern weit verbreitet. Vor allem bei solchen mit einer Mission – und eine Mission hat der Friedensforscher (so bezeichnet sich Ganser) zweifellos. Im Vergleich zu einem Jean Ziegler erscheinen Gansers Arbeiten sogar exakter, seine Ausführungen besser belegt. An der Methode kann der sich weit verbreitende Widerstand also nicht liegen.

Bis 2006 nahm auch niemand Anstoss an Gansers Arbeit, obwohl er sich damals schon mit den gleichen Themen befasste wie heute. Während des Studiums in Basel und London galt er als grosses Talent. Für seine Dissertation, «Nato-Geheimarmeen in Europa», erhielt er 2001 die zweithöchste Note (insignium cum laude). Die Arbeit wurde in zehn Sprachen übersetzt und zum internationalen Bestseller. Ganser ergründete darin die geheimen antikommunistischen Aktivitäten der Nato in

Europa während des Kalten Kriegs. Doktorvater war der prominente Basler Historiker Georg Kreis. Im Vorwort ist der Professor des Lobes voll für seinen Schützling. «Ganser ist es gelungen, auch ohne Zugang zu <Geheimpapieren> ein solides, das heisst hohe Glaubwürdigkeit erlangendes Bild der sehr dubiosen Vorgänge zu erarbeiten.»

Ganser wurde eine grosse Zukunft vorausgesagt. 2002 engagierte ihn der Think-Tank Avenir Suisse, wo er Studien zugunsten eines Schweizer Uno-Beitritts erstellte, 2004 wechselte er an das renommierte Center for Security Studies (CSS) an der ETH Zürich.

Die Sache mit dem dritten Turm

Am 9. September 2006 veröffentlichte er im *Tages-Anzeiger* einen ganzseitigen Artikel, der seiner Karriere eine Wende geben sollte. Unter dem Titel «Der erbitterte Streit um den 11. September» stellte er die offizielle Version zu den Terroranschlägen in New York in Frage. Die US-Botschaft intervenierte, die ETH blockierte sein E-Mail-Konto, ein Sturm der Entrüstung fegte über Ganser hinweg – aber er erhielt auch viel Zuspruch. Die Institutsleitung jedoch stellte ihn vor die Wahl: entweder das

Thema «11. September» zu meiden oder die ETH zu verlassen. Er ging zurück an die Universität Basel, begann eine Habilitation zu schreiben. Doch auch da fürchteten plötzlich alle einen Reputationsschaden, wenn sie mit dem «Verschwörungstheoretiker» zusammenarbeiteten. Namentlich Georg Kreis, der auch die Habilitation betreuen sollte, wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Kreis möchte sich auf Nachfrage nicht zu Ganser äussern. Heute ist Ganser in der akademischen Welt ziemlich isoliert. Er führt mit dem Swiss Institute for Peace and Energy Research (Siper) in Basel sein eigenes Institut, wo er tun und lassen

kann, was er will. Er lebt von seinen gutbesuchten Referaten und den Büchern. Einzig an der Universität St. Gallen kann er noch referieren, doch auch dies wird heftig kritisiert.

Er habe nach dem ersten Sturm seine Frau darauf angesprochen, dass er wegen der 9/11-Sache unter Druck komme, dass er wohl auch ökonomische Nachteile in Kauf nehmen müsse. «Ich habe sie gefragt, ob ich damit aufhören solle. Sie sagte: <Wenn du dir sicher bist, dass deine Forschungsergebnisse stimmen, so musst du weitermachen.>»

In seinem neuesten Buch, «Illegale Kriege» sind bloss sechs der 370 Seiten den Terror-

anschlägen des 11. September gewidmet, ansonsten geht es um US-Kriege und -Bombardements seit 1945, die ohne Uno-Mandat (also «illegal») ausgeführt worden sind. Ganser bleibt auf den sechs Seiten zurückhaltend, sagt im Grunde nur, dass es «keine saubere Untersuchung» zu den Vorgängen am 11. September gab und dass es begründete Zweifel an der offiziellen Version gebe. «Je länger man diesen Terroranschlag untersucht, desto klarer wird, dass viele Fragen noch offen sind und sich daher eine neue, unabhängige Untersuchung aufdrängt.»

Im Referat wird er deutlicher. Auch dort spricht er es zwar nicht explizit aus, aber seine Ausführungen und suggestiven Fragen lassen keine Zweifel offen, dass er überzeugt davon ist, dass es sich bei 9/11 nicht um einen Terroranschlag von Islamisten handelte, sondern dass da (noch) andere Kräfte im Spiel waren.

Die Frage ist: Welche? Inszenierten die USA tatsächlich einen riesigen Terroranschlag? Bringt ein Land 3000 eigene Bürger um, um damit Kriege in Afghanistan, dem Irak und anderen Ländern zu rechtfertigen? Und wie konnte dieses Komplott, in das Tausende von Leuten involviert gewesen sein müssten, ge-

heim geblieben sein? Ganser ist auf solche Fragen vorbereitet. Er antwortet ruhig, verständnisvoll, wählt die Worte aber auch so, dass er möglichst wenig Angriffsfläche bietet. «Am ehesten waren kriminelle Elemente in den USA beteiligt. Aber ich bin vorsichtig mit konkreten Aussagen zu 9/11, weil in einem solchen Fall die Implikationen massiv wären.» Er fokussiere deshalb auf WTC 7, den dritten Turm, der am 11. September zerstört wurde. «WTC 7 stürzte innerhalb von zwei Sekunden im freien Fall ein, obschon der Turm nicht von einem Flugzeug getroffen worden war. Ich fordere seit Jahren eine neue, unabhängige Untersuchung von 9/11 und des Einsturzes von WTC 7.»

Sein Vater widersetzte sich Hitler

Ganser ist 1972 in Lugano geboren als Sohn eines Pfarrers und einer Krankenschwester. Seine Eltern hätten ihm die Werte vermittelt, die ihn jetzt auf seiner Mission für den Weltfrieden antrieben, sagt er. Er erzählt von seinem Vater, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist. Weil seine Eltern Deutsche waren, wollte ihn die deutsche Wehrmacht 1943 für Hitlers Krieg einziehen. Der Vater, damals Theologiestudent in Basel, verweigerte



Daniele Ganser.

Hört man Ganser zu, so bekommt man den Eindruck, hinter jedem Terroranschlag stecke ein Komplott der Amerikaner.

Der Fall Herbert Alboth

Die Schweiz kommt in Daniele Gansers Büchern kaum vor, das kleine, neutrale Land spielt auf der geostrategischen Bühne nur eine Nebenrolle. Einen Fall mit Thriller-Potenzial findet sich allerdings in seinem Buch über Nato-Geheimarmeen. 1990 kündete Herbert Alboth, ehemaliger Kommandant der Schweizer Geheimarmee P-26, in einem Brief an den Bundesrat an, er werde «die ganze Wahrheit» aufdecken. Kurz darauf wurde er erstochen mit dem eigenen Bajonett in seinem Haus aufgefunden. War es Suizid? Mord? Daniele Ganser möchte keine Spekulation dazu abgeben. Er habe zwar einiges zum Fall recherchiert und auch seltsame Informationen zugespielt erhalten, habe sich aber nicht weiter damit befasst. «Der Tod von Herbert Alboth bleibt ungeklärt. Ebenso die Details der Zusammenarbeit der Geheimarmee P-26 mit dem britischen Geheimdienst MI6.»

sich. Er schrieb dem Generalkonsul: «Ich kann es heute noch nicht verstehen, dass unser hochchristliches Deutschland jedes Verantwortungsgefühl vor Gott verloren haben sollte.» Ganser sagt, er sei tief berührt gewesen, als er diesen Brief gefunden habe. Selbst politisiert wurde der hochbegabte Junge erst während des Studiums. «Als ich mich für die Lizenziatsarbeit mit der Kubakrise und der Rolle der USA befasst habe, da hat es mich reingezogen.» Bei der Uno in Genf hatte er wochenlang Dokumente studiert und dann eine Arbeit geschrieben, die nicht nur die Bestnote sechs erhielt, sondern auch als Buch ein Erfolg wurde.

Daniele Ganser ist ein brillanter Rhetoriker, der in den Referaten komplexe Sachverhalte einfach und klar zu erzählen weiss. «Mein Ziel ist, dass mich auch ein Fünfzehnjähriger versteht», sagt er. Er bedient sich einprägsamer Sprachbilder, seine Pointen sind so gesetzt, dass jeder im Saal denkt: «Ist ja klar, weshalb habe ich das nicht früher gemerkt?» In Uster sind auch viele Secondos unter den Zuhörern, vor allem aus Serbien. Ganser enttäuscht sie nicht. Er erzählt, wie die USA bewusst und mit Hilfe einer PR-Firma den Konflikt zwischen Serben und Albanern schürten, um dann Bomben abwerfen zu können. Die Serben wurden zu Dämonen erklärt, die Albaner als Opfer dargestellt. Ziel: die Errichtung einer US-Militärbasis im Kosovo. Die Strategie sei vollends aufgegangen, sagt Ganser und projiziert ein Bild der Basis Camp Bondsteel im Kosovo auf die Leinwand.

Hört man Ganser zu, so bekommt man den Eindruck, hinter jedem Terroranschlag, jedem bewaffneten Konflikt stecke ein Komplott der

Amerikaner. Der islamische Terror sei eine Folge des imperialistischen Handelns, wenn nicht gar eine Inszenierung des Westens. Dauernd werde ein neuer «böser Mann» kreiert, den man wegbomben müsse: Bin Laden, Saddam Hussein, Gaddafi, Assad und so fort. Das sei «Propaganda», «Blendwerk», «Ablenkungsmanöver».

In dieser Ballung mögen seine Thesen absurd, ja paranoid klingen, in der Einzelfallbetrachtung ist ihm jedoch oft nur schwer zu widersprechen: Die USA haben einst die Taliban unterstützt, dann als böse erklärt und bekämpft, desgleichen mit Saddam Hussein; sie haben gelogen, was Massenvernichtungswaffen im Irak betraf; zurzeit behaupten sie, den Terror ausrotten zu wollen, hofieren aber mit den Saudis die grössten Förderer des radikalen Islam. Die Aufzählung liesse sich noch lange fortsetzen, und sie ist Wasser auf die Mühlen all jener, die sagen: «Wir trauen den offiziellen Verlautbarungen nicht mehr.» Und davon gibt es immer mehr, weltweit.

Im deutschsprachigen Raum ist Daniele Ganser die erste Anlaufstelle, die diesen Leuten bestätigt: «Euer Eindruck stimmt, wir werden angelogen, von den Behörden, von den Medien.» Ohne seine Beharrlichkeit bezüglich des 9/11-Attentats wäre Daniele Ganser wohl so etwas wie der neue Jean Ziegler: ein streitbarer, aber gerngesehener Intellektueller. Vielleicht bringt er das Thema deshalb immer wieder zur Rede, weil ihm die Aussenseiterrolle behagt: So kann er das Gefühl «Wir gegen alle» erst recht kultivieren. Ganser hält dagegen: Die Vorgänge von 9/11 seien deshalb so zentral, weil sie den USA als Rechtfertigung aller nachfolgender Kriege dienten.

Wie ein Prediger

Pfarrerssohn Ganser hat in den USA und der Nato das Böse erkannt, das es zu bekämpfen gilt. Die Wissenschaft ist sein Werkzeug auf der Mission, die Welt besser zu machen. Wenn Ganser gegen Ende des Vortrags sagt: «Ich will, dass die Leute verstehen und nicht töten», so unterscheidet sich der stets sympathisch wirkende Referent kaum mehr von einem Prediger.

Aber wäre die Welt tatsächlich besser, würde ein undemokratischer Staat wie Russland oder China anstelle der USA die Rolle des Weltpolizisten ausüben? «Das ist eine berechtigte Frage. Für uns in der Schweiz ist eine Hegemonie der USA sicher vorteilhafter. Für Menschen in anderen Weltregionen sieht das anders aus.» Er erwähnt aber, dass auch die Schweiz schon unter dem imperialistischen Gehabe der USA zu leiden gehabt hat. «Die USA zwangen die Schweiz, das Bankgeheimnis aufzugeben, unter dem Vorwand, Steuerhinterziehung zu vermeiden. In Wahrheit aber, um die eigene Steueroase Delaware zu stärken.»

Daniele Ganser: *Illegale Kriege*. Orell Füssli. 374 S., Fr. 34.90



Banaler Candy-Shop für unnötige Lebensweisen.

Sex und Feminismus

Für Frauenaktivistinnen war die körperliche Liebe stets mehr Last als Lust – und ist es zum Teil bis heute. Meine Mutter hat mir etwas ganz anderes vorgelebt.

Von Regula Stämpfli (Text) und Antje Kahl (Illustration)

Anders als der Soziologe Didier Eribon, der seinen Vater wegen dessen Einfachheit und Grobheit verachtete, habe ich es meiner geliebten Mutter nie übelgenommen, dass sie in vielen Bereichen eine sehr anti intellektuelle, ursprüngliche Sexualität verkörperte, welche die bürgerlichen Frauen, die Verklemmten, die sehr Schlanken, die Beherrschten, diese Gattinnen, die Frauenstimmrechtlerinnen (wie man damals sagte) meiner Mutter missgönnten. Unter dem Deckmantel von Feminismus, Gleichstellung und Befreiung wird eine Körperfeindlichkeit gepredigt, die dem christlichen Ideal der «reinen» Frau sehr nahekommt, die sich im Wesentlichen aber vorwiegend gegen die Unterschichten richtet: Sex ist in dieser Lesung Last statt Lust und eine verdammt trockene Angelegenheit.

Welch ein Unterschied zu meiner impulsiven, überschäumenden und leidenschaftlichen Mutter! Sie symbolisierte wie viele Frauen ihrer Klasse eine Erotik aus Fleisch und Blut, während Iris von Roten (1917–1990),

heute die gefeierte Göttin der Emanzipation, weibliche Sexualität mit der «Pflicht zur Flickerei, Kocherei und Putzerei für die Familie» gleichsetzte. So prägt die Emanzipationsgeschichte die Herabsetzung des Körpers, wie ungelüftete Kleider den Keller prägen. Die Bevormundung durch die vornehmen Damen, die der körperlichen Wildheit der Frauen in den sogenannten unteren Schichten äusserst abgeneigt waren, dauert bis heute an.

Meine Mutter war diesbezüglich völlig anders. Sie war nicht nur unfassbar schön, sondern sehr weiblich, rundlich – kurz, sie blühte als Frau und als Mensch. Ihr Freiheitsthema war nicht die Mannwerdung der Frau in allen sozialen und wirtschaftlichen Positionen, sondern die Emanzipation von allen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwängen. Sie hasste die feministischen Ratschläge, was anzuziehen sei, welche Männer sie «frequentieren» durfte und wie sie doch bitte zu sprechen habe: kühl, beherrscht und ohne auch nur einen Hauch von Vulgarität. Meine Mutter



liebte den Sex, und das trennte sie von den Aufsteigerinnen in die Männerberufe. Sie hatte einen Instinkt dafür, wer seine sexuellen Frustrationen ökonomisch, politisch und vor allem kulturell ausspielte. Ohne dass sie den Begriff je gebraucht hätte, erzählte sie mir viel von der strukturellen, hinterhältigen Gewalt der Menschen, die vorgeben, das Gute zu tun, und doch nur Böses anrichten.

Bünzlitöchter in Anti-Porno-Gruppen

Dass Sex nicht mit Gewalt, Unterdrückung oder patriarchaler Anpassung gleichzusetzen ist, lehrte mich meine Mutter. Sie redete nicht ständig über den Sex, sondern sie lebte ihn, und das sah man ihr an. Als Kind war es zwar verwirrend, zu realisieren, dass sich meine Eltern vor allem im Schlafzimmer ein Paradies eingerichtet hatten – als Erwachsene merkte ich, wie lebendig dies doch war.

Dass ich als Arbeiterkind Sex, Erotik und Denkfähigkeit ganz anders in meinem Körper spürte als all die Bünzlitöchter, die sich in den 1980er und 1990er Jahren zu Anti-Porno-Gruppen zusammaten, wurde mir bewusst, als wir Henry Miller lasen respektive die vernichtenden Kritiken bei Kate Millett und Germaine Greer. Millett sah den «Koitus als Mikrokosmos der Kultur», den Schwanz als «Strafinstrument» und generell Sex als «innere Kolonisation». Die polemischen Schlachtplatten wurden mit Henry-Miller-Passagen gewürzt, die alle anwesenden

Feministinnen entsetzten, mich im Geheimen aber durchaus erotisierten. Erst später las ich «Das Delta der Venus» von Anaïs Nin und wusste, weshalb Miller nicht der Schwanzherrscher war, zu dem ihn die Feministinnen der 1980er Jahre machten, sondern als Typ ein – im wahrsten Sinne des Wortes – geiler Frauenverstehrer, ein gleichberechtigter Partner der zauberhaft schreibenden Nin. Beide wechselten ständig die Position: sexuell, ökonomisch und intellektuell. Schliesslich ernährte Nin viele Freundinnen und Kollegen – ihre Familie, wie sie zu sagen pflegte – durch Einnahmen aus Psychoanalysen und Schreiben. Sie war darin meinem Leben und Wirken durchaus nicht unähnlich.

Beide wechselten ständig die Position: sexuell, ökonomisch und intellektuell.

Im 21. Jahrhundert wird der Sex indessen von einer kaputten, ökonomisierten Medienwirklichkeit und nicht zuletzt auch von den Feministinnen geruchlos gemacht. Es gibt nur noch kapitalistische Präferenzgruppen, die nach klaren Regeln jede Obszönität legitimieren. Deshalb auch die Euphorie vieler Gendertheoretikerinnen über die radikale Kontrolle der menschlichen Fortpflanzung. Sex soll leicht, geordnet und möglichst schmerzlos sein. Deshalb sind Drogen auch so beliebt: Sie simulie-

ren körperliche *highs*, die man sich selber zufügen kann, ohne dass man sich mit dem Fleisch, dem Geruch, der Haut des Anderen auseinandersetzen muss. Sexpuppen in Japan sind feministische Zukunftsmusik: die schöne neue Welt der Gleichgestellten, die alle Obsessionen mit Maschinen und Biochemie neutralisieren.

Sie wollen Kontrolle über die Säfte

Es geht nicht mehr darum, ob sich «Feministinnen im Bett dem Manne hingeben können», wie dies die Traditionalisten diskutieren, es geht schon längst um klinisch zu verhandelnde Codes, die neben der Kontrolle über die Kalorien nun auch die Kontrolle über alle Säfte beanspruchen. Sex ist heute meist ein banaler Candy-Shop für völlig unnötige Lebensweisen – kein Wunder, ist Lustlosigkeit so verbreitet. Im Vergleich dazu ist wahrer Sex so friedlich wie eine Revolution – und genau dies wollen viele Feministinnen verhindern.

Gewalt, Unterwerfung, Hingabe, Kopflosigkeit, völliges Verlieren seiner selbst, die Ekstase von unendlich vielen Orgasmen, das «Ausser-sich-Sein» sollen in geordnete Bahnen genderkapitalistischer Fantasien gelenkt werden. Niemand soll mehr irgendwas «ernst» nehmen, gar spüren. Soziale Konflikte werden mit biochemischem Identitätsscheiss schön geredet, alles ist gereinigter Körper, gefüllt mit glücksverheissenden Nährlösungen.

Dies ist nichts Neues. Selbst bei Simone de Beauvoir waren Feminismus und Sex eine bössartige Angelegenheit. Die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich schrieb davon, wie die Beauvoir Frauen grundsätzlich verachtete. Sie hasste alle Eigenschaften, die Frauen zugeschrieben wurden: Hingabe, Wärme, Weichheit, Mütterlichkeit, Kontrollverlust et cetera. Sie schob Jean-Paul Sartre ständig neue Liebhaberinnen zu, die an der verheerenden Dreieckskonstellation teilweise zugrunde gingen. Heute ist dies nicht viel anders. Ausgerechnet Feministinnen erfinden frauenverachtende Politik immer wieder neu: Sie legitimieren Leihmutterchaft, Prostitution, Leih- und Teilzeitarbeit, sie feiern Eizellen-Gefrierschränke, sie neutralisieren jede Frauenarbeit, mit dem Effekt, dass diese noch weniger entlohnt wird, und hey: Sie sind sogar als Lesben in neonationalistischen Parteien in Top-Positionen zu finden! Die Genderideologie macht den Sex zur «reinen» Angelegenheit, und das Geschäft des Maschinenpornos blüht.

«Der alte Herr ist sehr zufrieden. Konzentrieren Sie sich auf Sex. Lassen Sie den poetischen Firlefanz weg», lautete der Auftrag an Henry Miller und Anaïs Nin, die für erotische Geschichten einen Dollar pro Seite kriegten. Klingt ganz nach modernem feministischem Entwurf ...

Regula Stämpfli ist Politologin und Publizistin. Sie lebt in Diepoldsau, München und Athen.

Selbstmord für alle

Zuerst gab es den assistierten Suizid nur für Todkranke, dann auch für Schmerzpatienten und Demente. Die Schranken lockern sich zusehends hin zu einem «gestalteten» Tod. Sterbehelfer sprechen bereits davon, beim Selbstmord Jugendlichen den Kelch zu reichen. *Von Alex Reichmuth*

Wenn man wissen will, was in Sachen Sterbehilfe auf die Schweiz zukommen könnte, muss man nach Belgien schauen – ein Land, das in diesem Zusammenhang als «progressiv» gilt. 2013 hat dort erstmals ein Transsexueller assistierten Suizid begangen. Nathan Verhelst hatte sich zum Mann umbauen lassen. Seine Mutter habe ihn schon als Kind wissen lassen, dass sie lieber einen Jungen gehabt hätte, gab der 44-Jährige vor seinem Tod zu Protokoll.

Nach der Geschlechtsumwandlung habe er sich aber vor sich selbst geekelt und «kein Monster» sein wollen. Ärzte kamen zum Schluss, sein Leiden sei gross genug, um ihm ein tödliches Medikament zu verabreichen.

Ebenfalls in Belgien beging 2016 erstmals ein Minderjähriger Selbstmord unter Anleitung. Die siebzehnjährige Person entschloss sich, wegen unerträglicher Schmerzen aus dem Leben zu scheiden; sie litt an einer Erbkrankheit. Das belgische Parlament hatte zuvor das Recht auf Sterbehilfe auf Kinder ausgeweitet – unter der Bedingung, dass ein Todeswunsch von Minderjährigen auf einer «rationalen Entscheidung» fussen müsse. Ärzte, und manchmal auch Richter, haben nun die nicht ganz einfache Aufgabe, herauszufinden, welche Kinder aus freien Stücken sterben möchten und welche bei dieser Entscheid beeinflusst worden sind.

Nicht nur Todkranke

Auch in der Schweiz verhält es sich mit dem assistierten Suizid oft nicht mehr so, wie man sich diesen wohl vorstellt. Man denkt in erster Linie an todkranke Menschen; etwa an This Jenny: Der Glarner Ständerat war unheilbar an Magenkrebs erkrankt. Im November 2014, als er nur noch kurz zu leben hatte, nahm er das Sterbe-Barbiturat ein – begleitet von Freunden und der Sterbeorganisation Exit.

Doch Krebskranke sind inzwischen in der Minderheit. Laut dem Bund litten von 2010 bis 2014 nur rund vier von zehn Menschen, die Sterbehilfe beanspruchten, an Tumoren. Zwar gibt es eine Reihe weiterer tödlicher Krankheiten als Motiv begleiteter Suizide – etwa Lungenerkrankungen oder Parkinson im Endstadium. Aber heute ist ein Drittel aller Menschen, die Sterbehilfe beanspruchen, gar nicht todkrank, sondern erlebt «lediglich» die eigenen Schmerzen als unerträglich oder empfindet die Lebensumstände als unzumutbar. Die Grenzen lösen sich auf.

Dabei verletzen Ärzte, die in solchen Fällen das Sterbemittel verschreiben, die Richtlinien



«Kein Monster»: Transsexueller Verhelst.

der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) von 2004. Denn laut diesen dürfen Ärzte nur dann Hand zum Suizid bieten, wenn das Lebensende des Patienten nahe ist. Zwar ist die SAMW daran, diese Richtlinien zu überarbeiten. Gemäss einer Umfrage der Organisation von 2014 lehnt aber über die Hälfte der Ärzte Suizidhilfe bei psychisch Kranken ab, und sogar drei Viertel sind gegen Sterbehilfe bei Menschen, die an Altersgebrehen leiden, aber gesund sind.

Genau diesen «Alterssuizid» erachtet Exit inzwischen aber als legitim. 2014 änderte die grösste Schweizer «Sterbeorganisation» ihre

Manche Sterbehelfer treten derweil immer selbstbewusster gegen Ärzte und Spitäler auf.

Statuten. «Exit engagiert sich für den Altersfreitod und setzt sich dafür ein, dass betagte Menschen einen erleichterten Zugang zum Sterbemittel haben sollen», steht dort nun. Wohl war es der Organisation bei dieser Änderung offenbar nicht. Vorsicht sei geboten, «dass wir nicht Leute betreuen, die zum Beispiel nach dem Verlust des Partners vorübergehend in eine Depression gefallen sind», sagte



Begleiteter Suizid: Politiker Jenny.

Exit-Präsidentin Saskia Frei damals zu Radio SRF. Inzwischen führen regelmässig lebenssatt alte Menschen ihren Tod selber herbei. «Es kann eine Art Sog entstehen», warnte Alterspsychiaterin Jacqueline Minder im letzten November. Denn man wisse aus der Forschung, dass Menschen, die in ihrem Umfeld Suizide erlebten, sich öfter selber umbrächten.

Vermehrt begehen Menschen assistierten Selbstmord, die an Demenz erkrankt sind. Zwischen 2010 und 2014 machten sie laut dem Bund 0,8 Prozent aller Fälle aus. Sterbewillige bekommen ihr Todesmedikament gemäss dem Bundesgericht nur, wenn sie urteilsfähig sind. Folglich müssen sich Demenzkranke schon dann umbringen, wenn sie noch klar denken können. Sie sterben also selten, weil sie unerträglich leiden, sondern weil sie befürchten, dass ihnen das später passiert.

Zwei Gutachten

Der Anteil der psychisch Kranken, die zum assistierten Suizid schreiten, steigt ebenfalls. Inzwischen beträgt er rund 3 Prozent. Bei Menschen mit psychischen Leiden stehen die Ärzte vor einer delikaten Aufgabe. Sie müssen entscheiden, ob deren Sterbewunsch Ausdruck des freien Willens oder nur ein Krankheits-symptom ist. Saskia Frei aber kann hinter der

Sterbehilfe für psychisch Kranke stehen. «Hier sind die Hürden höher», sagt die Exit-Präsidentin zur *Weltwoche*. Im Gegensatz zu anderen Fällen seien zwei Fachgutachten statt nur eines nötig. «Der Tod aus psychischen Gründen wird aber die Ausnahme bleiben.»

Mehr Mühe mit dem assistierten Sterben haben manche Pfleger und Ärzte. Sie wollen sich nicht an Suizidhandlungen beteiligen – auch nicht indirekt, indem sie etwa Gutachten über die Urteilsfähigkeit von Sterbewilligen schreiben müssen. So weigert sich das Basler Felix-Platter-Spital, das auf Altersmedizin spezialisiert ist, die eigenen Ärzte zu solchen Gutachten zu verpflichten.

Sterbehelfer wie Dignitas-Gründer Ludwig A. Minelli kündigten im letzten Sommer an, das Spital vor Gericht zu ziehen: Als öffentliche Institution müsse es diese Gutachtertätigkeit für Demenzkranke anbieten. Manche Pflegeheime, vor allem in katholischen Gegenden, verbieten Sterbeorganisationen den Zutritt.

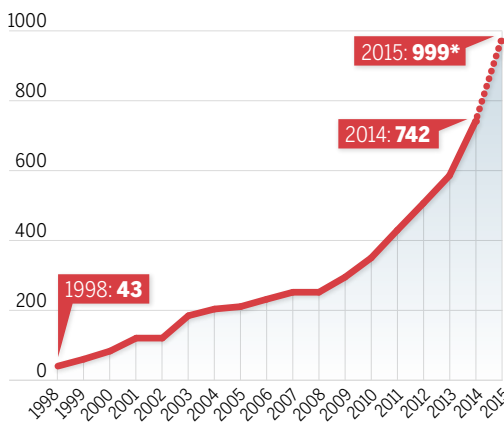
Allerdings sinkt ihre Zahl. In Städten wie Basel oder Zürich darf Exit Sterbewillige in Heimen besuchen oder dort sogar in den Tod begleiten. Saskia Frei von Exit respektiert, dass viele Ärzte und Pfleger nichts mit Suizidhilfe zu tun haben wollen. Sie plädiert für Transparenz. «Wichtig ist, dass Heime deklarieren, ob sie Sterbehilfe auf ihrem Territorium akzeptieren oder nicht. Dann kann jeder, der zum Pflegefall wird, sein Heim entsprechend wählen.»

«Sterben kontrollieren»

Das assistierte Sterben von Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, ist in der Schweiz aber noch kein Thema. Laut Exit habe man noch nie eine entsprechende Anfrage erhalten. Aus-

Assistierte Suizide

Nur Personen mit Wohnsitz in der Schweiz, 2014



*provisorisch, gemäss Meldung der Sterbeorganisationen

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

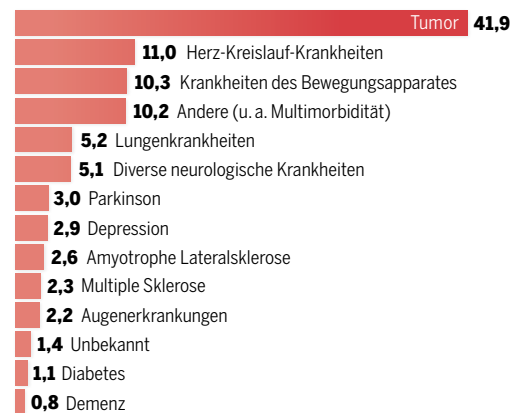
«Eine Art Sog.»

geschlossen scheint aber nichts. So sagte Exit-Vorstandsmitglied Marion Schafroth im letzten Sommer zum *Beobachter*, es gebe ethisch keinen Grund, «einem Fünfzehn-, Sechzehnjährigen mit hoffnungsloser Prognose und grossem Leiden» den Freitod vorzuenthalten.

Die Zahl der begleiteten Suizide in der Schweiz steigt rasch. Für 2014 registrierte der Bund 742 Fälle, über ein Viertel mehr als im Vorjahr – wobei Sterbewillige, die aus dem Ausland anreisen, nicht berücksichtigt sind. 2015 betrug der Zuwachs laut vorläufigen Zahlen sogar über ein Drittel. Die assistierten Suizide machen mittlerweile über 1 Prozent aller Todesfälle aus. Geriater Georg Bosshard vom Universitätsspital Zürich rechnet laut *NZZ am Sonntag* damit, dass es in zehn Jahren sogar 5 Prozent sein könnten – so viel wie in be-

Krankheiten bei assistiertem Suizid

Nur Personen mit Wohnsitz in der Schweiz, 2010 bis 2014, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Ruf nach Selbstbestimmung.

stimmten Regionen Belgiens heute. Die Popularität der Sterbehilfe hat mit dem Ruf nach Selbstbestimmung zu tun. Die Babyboomer, die nun ins Alter kommen und mit Krankheit und Tod konfrontiert werden, pochen energischer als frühere Generationen auf das Recht, selber über den Zeitpunkt ihres Endes zu entscheiden. Sterben sollte «gestaltet und kontrolliert» werden, verkündete Markus Zimmermann vom Nationalfondsprojekt «Lebensende» im *Beobachter*.

Manche Sterbehelfer treten derweil immer selbstbewusster auf. So bezeichnete Ludwig A. Minelli Gegner der Sterbehilfe kürzlich als «Gegner eines liberalen, aufgeklärten und laizistischen Staates mit pluralistischer Bevölkerung». Kritiker warnen hingegen vor einem verhängnisvollen Weg. Am Anfang sei es darum gegangen, unerträgliches Leiden zu verkürzen, sagte Theologe Frank Mathwig zur *NZZ am Sonntag*. «Diese Art der Solidarität weicht immer mehr der egozentrischen Idee von einem selbstinszenierten Sterben.» Der Churer Bischof Vitus Huonder spricht mit Blick auf die Sterbehilfe von einem «technisch getriebenen Kult der Optimierung des Menschen». Es werde versucht, Schwäche, Krankheit und Leid auszulöschen, schreibt er der *Weltwoche*. Am Ende behandle sich der Mensch «wie eine Maschine, die entweder funktioniert oder eben – wenn nicht – ausgeschaltet werden muss».

Sterbewillige werden sich bald auch fragen müssen, ob sie ihre Organe freigeben. In der Schweiz hat es zwar noch keinen Fall von Organspende nach assistiertem Suizid gegeben, wie der *Tages-Anzeiger* berichtete. In Belgien und den Niederlanden ist die Weitergabe von Organen aber schon alltäglich. In etwa 10 Prozent der begleiteten Suizide soll dies medizinisch Sinn machen. Man stelle sich die Angehörigen vor, die miterleben müssen, wie ihre Mutter, ihr Vater oder ihr Freund den letzten Atemzug macht – und nur wenige Minuten danach bereits zum Ersatzteillager wird. ○



Selbstbewusst: Dignitas-Gründer Minelli.



«Technisch getriebener Kult»: Bischof Huonder.

Im Land des gequälten Lächelns

Würdevolle Auftritte, königliche Aura, angemessene Kleidung – daran hapert es bei Thailands neuem König. Den Behörden gelingt es immer weniger, die Eskapaden des Monarchen zu vertuschen.

Von Sophie Mühlmann

Der Prinz trug Gelb und Himmelblau, die Farben des Königs und der Königin. Auf seinem hautengen T-Shirt prangte in dicken Buchstaben das Wort «Dad»: Papa. Siebzehn Monate ist es her, dass Thailands damaliger Thronfolger Maha Vajiralongkorn die landesweite Fahrradparade «Bike for Dad» zu Ehren seiner Eltern anführte. Es war der 88. Geburtstag seines Vaters, des geliebten Königs Bhumibol Adulyadej, und es war einer der ersten öffentlichen – und vor allem respektablen – Auftritte des Kronprinzen.

Inzwischen ist sein Vater gestorben, nach siebzig Jahren auf dem Thron, und das Volk weinte bitterlich um den Monarchen. Doch damit wurde es Ernst für «Nummer zehn», wie der Kronprinz inoffiziell genannt wird, ist er doch der offizielle Nachfolger, Rama X. der Chakri-Dynastie im Land des Lächelns.

Sein Vater hatte den einzigen Sohn schon 1972 zum Kronprinzen auserkoren, da war Vajiralongkorn gerade mal zwanzig und war noch nicht besonders aufgefallen. Inzwischen aber gäbe es manche Peinlichkeit zu berichten – wenn man denn dürfte.

Der Prinz wäre der Held der Klatsch-Websites, doch die sind in Thailand streng verboten. Das Privatleben von Vajiralongkorn bietet Räuberpistolen, deftige Skandalgeschichten und knallbunten Tratsch. Doch kein Thai würde es wagen, offen darüber zu lästern. Hinter vorgehaltener Hand schon, da tauschen sie ihre Sorge aus und ihr Entsetzen ob dieses Filous, dieses Lebemanns, der sein Geld mit beiden Händen zum Fenster hinauswirft, seinen Pudel besser behandelt als seine Ehefrauen, der mit dem königlichen Jet um die Welt fliegt und in Bayern Erdbeeren pflückt und Kinder zeugt.

Viel nackte Haut

Aber Thailands Königshaus ist unantastbar. Drakonische Strafen drohen jedem, der Übles über die königliche Familie zu sagen wagt, der es auch nur versäumt, genügend Ehrerbietung zu zeigen. Immer und überall droht der berühmte Artikel 112 des «Thai Criminal Code» – Majestätsbeleidigung –, der das Königshaus schützt. Die Militärjunta, die seit drei Jahren regiert, stützt sich auf die Monarchie, um ihre Macht zu festigen, auch wenn der Mann auf dem Thron es ihr nicht immer leicht macht.

Besonders was den Dresscode anbelangt, hat Prinz Vajiralongkorn offenbar zwei Gesichter. In seiner Heimat hält er sich zwar an den guten Ton und trägt die weiße Pracht-



Der bauchfreie König: Vajiralongkorn mit Partnerin auf dem Münchner Flughafen, 2016.

uniform seines Ranges. Doch auf Reisen, vor allem in seiner Wahlheimat Bayern, wo seine derzeitige Liebste wohnt, ist ihm sein Outfit offenbar relativ egal. Da zeigt er gerne mal viel nackte Haut, geschmückt mit einem dichten Teppich aus kunterbunten Tattoos – und der Hof daheim hat seine liebe Not, die peinlichen Bilder vor den Augen der Thailänder zu verstecken.

Im April erst machten neue unkönigliche Fotos die Runde: Seine Hoheit radelte im ultraknappen Höschen durch Bayerns Auen. Die Fotografen knipsten auch diesmal wie ver-

rückt, doch in Thailand sucht man Fotos von diesen Outfits vergebens.

In Zeiten von Facebook allerdings gelingt diese Zensur nicht mehr ganz so reibungslos. Dort kursierte zuletzt ein Video, aufgenommen im letzten Sommer in München: Es zeigte seine Hochwohlgeborenen in wurstengem gelbem Tanktop, weit über den Bauch hochgerollt, und die blanke Haut drumherum war nur von seinen bunten Tattoos bedeckt. Dazu trug er tiefhängende Schlapperjeans.

Nur 44 Sekunden dauert das Video, das ein prominenter thailändischer Historiker, der in



«Kleiner Don Juan»: König Maha Vajiralongkorn.

Frankreich lebt, gepostet hatte. Über 458 000-mal war es schon angeklickt worden, als die Regierung in Bangkok einschritt und das Netzwerk aufforderte, rund 130 Posts und Links zu löschen, die sich gegen den König richten. Inzwischen hat Facebook bereits einige Einträge blockiert. Die Behörde besteht aber darauf, dass man gar nichts mehr auf Facebook aufrufen darf, was Kritik am König beinhalten könnte.

15 Jahre Haft für Majestätsbeleidigung

Die Militärregierung nutzt den Majestätsbeleidigungsparagrafen skrupellos gegen ihre Gegner und Kritiker. So forderte die Junta jüngst für den Menschenrechtsanwalt Prawet Prapanukul 150 Jahre Gefängnis, weil er sich angeblich in zehn Fällen der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hatte, und darauf stehen je fünfzehn Jahre Haft. Mit seinem Fall stieg die Zahl derer, die sich seit Machtübernahme der Junta 2014 wegen angeblicher Majestätsbeleidigung verantworten müssen, auf über hundert.

«Die Schritte der Regierung, Facebook einzuschränken, zeigen, dass sie sich ideologisch um die Monarchie verdichtet und diese zum Grundstein ihrer Versuche macht, die politischen Freiheiten einzudämmen», meint Thailand-Experte David Streckfuss. «Ihre wichtigste Taktik wird sein, das schon jetzt allzu missbrauchte Gesetz umzugestalten und in

eine offensive Waffe gegen jede Form politischer Opposition umzuwandeln.»

Damit aber der Schutz der Königswürde plausibel bleibt, müssen die Eskapaden des Königs eben im Zaum gehalten werden. Wikileaks hat ein wenig den Schleier des Schweigens gelüftet, den die Thailänder über die Gerüchte gebreitet haben. «Kronprinz Vajiralongkorn genießt weder den Respekt, noch zeigt er das Charisma seines beliebten Vaters», hiess es in einer vertraulichen US-amerikanischen Nachricht aus dem Juli 2009 an die damalige US-Aussenministerin Hillary Clinton. Selbst der mächtige 96-jährige Vorsitzende des Kronrats, Prem Tinsulanonda, hielt laut Wikileaks den designierten Thronfolger eigentlich von jeher für ungeeignet, den Thron zu besteigen.

Auch der Think-Tank Global Security lässt kein gutes Haar an seiner Hoheit, die er als «arrogant, temperamentvoll, dem Alkohol und westlichen Konsumgütern zugeneigt und natürlich als Womanizer» beschreibt: «Laut jüngsten Gerüchten hat er sich HIV zugezogen. Er genießt nicht die Aura der Moral und Tugendhaftigkeit, die seinem Vater und seiner Schwester so leichtfallen.»

Dreizehn Kinder von fünf Frauen

Tugendhaft hat er bisher wahrlich nicht gelebt. Selbst die Frau Mama, Königin Sirikit,

erklärte einst in einem Interview, er sei zwar lieb, aber ein «kleiner Don Juan». Seine Hoheit hat dreizehn Kinder von fünf verschiedenen Frauen, die er in der Vergangenheit immer wieder teils auf grausame Weise fallen liess. Mit dreien war er verheiratet. Die ersten beiden verloren Status und Geld, als er sich von ihnen lossagte, und verliessen in Schmach das Land.

Von seiner letzten und bisher dritten Gattin Srirasmi liess er sich vor drei Jahren auf besonders unrühmliche Weise scheiden. Zuerst kursierten die Bilder einer sehr privaten Geburtstagsparty für den Pudel des Prinzen im Internet. Srirasmi trug dort nichts als einen String-Tanga und servierte dem Hund mit blankem Busen ein Stück Geburtstagstorte.

Laut bösen Gerüchten hat der Prinz höchstselbst die Bilder in Umlauf gebracht, damit seine Gattin in Ungnade falle. Dabei war gerade diese Ehe von den Thailändern mit Rührung beobachtet worden: eine Märchengeschichte. Srirasmi war ein einfaches Mädchen aus dem Volke. Der Prinz hatte sie 2001 geheiratet und damals laut verkündet: «Es ist Zeit für mich, ein ruhigeres Leben zu führen.» Nicht, dass er sich an diesen Vorsatz gehalten hätte.

Nach dem freizügigen Video wurde die dritte Prinzengattin all ihrer königlichen Titel beraubt und wieder zur Bürgerlichen erklärt. Der gemeinsame Sohn Prinz Dipangkorn Rasmijoti geht in der Schweiz zur Schule und wäre der Thronfolger der nächsten Generation. Aber durch den Sturz seiner Mutter sind all seine Geburtsrechte hinfällig. Damit ist die Bahn frei für die Frucht von Vajiralongkorns jüngster Liebe Suthida, genannt Nui, einer Ex-Stewardess der staatlichen Fluglinie Thai Airways.

Die ist der Grund, warum Vajiralongkorn immer wieder gern seinen königlichen Jet gen Bayern steuern lässt: Die derzeitige Dame seines Herzens lebt in München. Das Paar hat sich eine Zwölf-Millionen-Euro-Villa in Tutzing am Starnberger See gekauft. Der Prinz hat Nui kurzerhand zur Chefin seiner Leibwache ernannt. Inzwischen gebar sie ihm auch einen Sohn.

Weil seine skandalträchtigen Auftritte in Europa keiner Zensur unterworfen sind, wissen die Menschen hier über Vajiralongkorns Eskapaden besser Bescheid als seine Untertanen. Sie sehen nur Fotos von ihm im weissen Porsche, im Legoland und auf dem Erdbeerfeld. Und sie ahnen seine Tätowierungen höchstens unterm dünnen Hemdchen.

Als ein deutsches Gericht 2011 seine Boeing 737 am Münchner Flughafen pfändete, weil ein Insolvenzverwalter so die Schulden von rund 30 Millionen Euro des thailändischen Staats eintreiben wollte, wurde in Europa davon berichtet. Auch wie der Prinz damals aus Furcht, man könne seinen schicken silberfarbenen Mercedes gleich mit konfiszieren, diesen in einem privaten Parkhaus im Münchner Hotel «Vier Jahres-

zeiten Kempinski» versteckte und von einem Dutzend Bodyguards bewachen liess.

Berühmt-berüchtigt ist durch Wikileaks auch Vajiralongkorns spezielle Beziehung zu seinem Pudel Fufu geworden. Der war dem Kronprinzen nämlich ganz besonders wichtig. So wichtig, dass er ihn zum Marschall der Luftwaffe ernennen und dem Tier eine passende Gala-Uniform auf den kleinen Leib schneiden liess. Man munkelt, er habe dem Hund gar die Krallen rot lackiert. Als Fufu vor zwei Jahren verstarb, musste das ganz Land vier Tage lang trauern. Caligula lässt grüssen.

Krönungszeremonie steht noch aus

Der US-Botschafter Ralph L. Boyles erzählte in einer vertraulichen Depesche, wie Prinz Vajiralongkorn bei einem Alumni-Abend in Oxford seinen geliebten Köter auf dem Dinner-tisch platzierte, wo Marschall Fufu sich ungehindert an Speis und Trank der Ehrengäste vergriff.

Prinz Vajiralongkorn wurde 1952 im königlichen Dusit-Palast in Bangkok geboren. Er ist der einzige Sohn von König Bhumibol und Königin Sirikit. Weil er, so heisst es, weder akademische noch intellektuelle Begabung zeigte, schickte der Monarch seinen Jungen auf Privatschulen in Grossbritannien und Australien. Eine Karriere in der Armee schien am passendsten für ihn, und so wurde er am Royal Military College Duntroon in Canberra militärisch ausgebildet. Als Pilot kehrte er nach Thailand zurück. Er trat kaum in Erscheinung, erst nach dem Militärputsch im Jahr 2014 übernahm der Kronprinz die repräsentativen Aufgaben seines todkranken Vaters und bereitete seinen Weg zum Thron vor, indem er seine Vertrauten in Schlüsselpositionen platzierte.

Viele Thailänder hätten lieber seine Schwester, Prinzessin Maha Chakri Sirindhorn, 61, auf dem Thron gesehen. Sie ist ihrem Vater ähnlicher, gilt als fleissig, klug und charismatisch. Ihre Weste ist weiss und ihre Moral untadelig. Doch Frauen sind bisher in Thailand als Monarchen nicht vorgesehen. Und so musste das Land des Lächelns mit Prinz Vajiralongkorn vorliebnehmen.

Zunächst aber bat «Nummer zehn» erst einmal um Aufschub. Er brauche noch ein wenig Vorbereitung, liess er nach dem Tod des Vaters durch Regierungschef Prayut Chan-o-cha verkünden. Er wolle die Trauerzeit von einem Jahr abwarten. Mindestens.

Genau fünfzig Tage nach dem Tod seines Vaters wurde Vajiralongkorn am 1. Dezember 2016 dann schliesslich offiziell zum neuen König ausgerufen. Die feierliche Krönungszeremonie steht immer noch aus. In einer kurzen Ansprache nahm Vajiralongkorn die ihm vom Parlamentspräsidenten förmlich angebotene Königshre an. Kein Pomp, kein Jubel. Aber immerhin: Seine Majestät waren korrekt angezogen. ○

«Fristlos entlassen»

Als Wahlkampfleiter führte Corey Lewandowski Donald Trump von Sieg zu Sieg. Sein Motto lautete «Lasst Trump Trump sein». Im Gespräch redet er über die Feinde des Präsidenten, mangelnde Disziplin und Informationslecks im Weissen Haus. Von Urs Gehrig

Mr Lewandowski, Präsident Trump spricht von der «allergrössten Hexenjagd gegen einen Politiker in der amerikanischen Geschichte». Wer jagt den Präsidenten und warum?

Es ist ganz einfach. Wir haben einen Präsidenten, der zum ersten Mal in der modernen Geschichte der USA nicht aus der Washingtoner Szene kommt und keine Spezialinteressen des politischen Establishments vertritt. Es gibt zu viele Leute in Washington, die ein Vermögen damit verdienen, sicherzustellen, dass sich nichts daran ändert, wie im Machtzentrum geschäftet wird. Diese Leute tun, was immer sie können, um diesen Präsidenten zu zerstören.

Seit Trump das Amt angetreten hat, gibt es eine enorme Menge an Indiskretionen.

Wer ist verantwortlich für diese Lecks?

Einerseits Bürokraten in Washington, Karrierebeamte, die Zugang haben zu Informationen. Ausserdem Leute, die vorgeben, die Trump-Agenda zu unterstützen, es aber nicht tun. Und schliesslich streuen auch Leute Informationen, die direkt im Gebäude [im Weissen Haus, Red.] arbeiten und dort nicht hingehören.

Die Washington Post nannte jüngst für eine Geschichte «mehr als dreissig Offizielle», die der Zeitung anonym Informationen weitergegeben hätten. Wie ist das möglich?

Das zeigt, dass viele Akteure in Washington nicht wollen, dass der Präsident Erfolg hat. Sie ventilieren Informationen zu ihrem persönlichen Vorteil. Jeder, der ohne Zustimmung des Präsidenten zu den Medien spricht, sollte fristlos entlassen werden.

Sie haben im Vorwahlkampf Trumps Kampagne geleitet. Hatten Sie je ein Leck zu verzeichnen?

Nie.

Was schlagen Sie vor, um die Löcher zu stopfen.

Zuerst musst du dein Team mit Leuten besetzen, die mit der Politik des Präsidenten auf einer Linie sind. Sie müssen ihm gegenüber loyal sein. Ich hatte kein einziges Leck, weil ich jede Person genau überprüfte. Ich wusste von jedem, der für mich arbeitet hatte, dass er tief im Herzen wollte, dass Donald Trump gewinnt. Ich zweifle, dass dies bei allen Leuten der Fall ist, die zurzeit für die Regierung arbeiten. Wenn sie nicht

das Ziel verfolgen, dem Präsidenten zu dienen, und ihre eigene Agenda zurückstellen, fügen sie dem Präsidenten und – noch wichtiger – dem Land grossen Schaden zu.

Mit anderen Worten: Der Prüfungsprozess für das Team Trump wurde nicht sauber oder gar nicht durchgeführt. Hat der Präsident ein Führungsproblem?

Du kannst vom Präsidenten nicht verlangen, dass er persönlich alle Interviews für die 5000 zu besetzenden Stellen in der Bürokratie durchführt. Er muss seinem Mitarbeiterstab vertrauen können, dass er die richtigen Leute auswählt. Entscheidend ist, dass man die Regierung mit Leuten besetzt, die Trump bereits als Kandidaten unterstützt haben. Denn sie haben ihre Loyalität bereits unter Beweis gestellt.

Der ehemalige Trump-Berater Roger Stone sagt: «Trump hat sich mit Quislingen umgeben, und sie rinnen wie ein Sieb.» Hat der Präsident die falschen Personen in sein direktes Arbeiterteam aufgenommen?

Der Präsident hat ein paar sehr gute Leute in seiner unmittelbaren Nähe. Ich nenne ein paar Beispiele: Dan Scavino. Der Leiter für soziale Medien hat bereits für seine Kampagne gearbeitet. Stephen Miller: Er ist einer der wichtigsten Berater, Redenschreiber und war Mitglied von Trumps Ur-Team. [Miller wird

«Die Medien waren so in Obama verliebt, dass sie alles taten, um ihm zu helfen.»

als Co-Autor der Islam-Rede genannt, die Trump in Saudi-Arabien gehalten hat, Red.] Jared Kushner und Ivanka Trump. Sie sind Personen, bei denen kein Zweifel besteht, dass sie die Agenda des Präsidenten vertreten. Aber man darf nicht vergessen, dass sie enorm viel Arbeit am Hals haben. Und sie sind nicht die Leute, die die Personalentscheide treffen.

Seit Wochen kursieren Gerüchte über Fehden im Weissen Haus. Viele Leute fragen sich, was mit Strategiechef Stephen Bannon geschehen ist. Ist er bei Trump in Ungnade gefallen, wie viele schreiben?

Steve macht seinen Job. Er stellt sicher, dass die Versprechen, die der Präsident während der Kampagne gemacht hat, umgesetzt werden. Schauen Sie, die Medien funktionieren simpel: Wenn man Steve nicht jeden Tag



«Ich hatte kein einziges Leck»: Lewandowski während des Vorwahlkampfes, April 2016.

sieht, sagen sie: «Oops, Steve ist out.» Steve ist nicht out. Während wir sprechen, ist er mit Trump in Saudi-Arabien. Er nimmt an Gesprächen mit den Spitzenpolitikern der Region teil. Alle, die denken, er sei nicht eng in die Regierungsgeschäfte eingebunden, sind auf dem Holzweg.

Eine weitere Krise schwelt in Trumps Kommunikationsteam. Der Präsident kritisierte seine Presseleute öffentlich als «inkompetent». Verteidigen die Pressesprecher die Linie der Regierung nicht aggressiv genug?

Der Präsident ist selbst der grösste Kommunikator. Niemand kommuniziert besser mit dem amerikanischen Volk und der Presse als er. Seine Pressesprecher haben einen schwierigen Job. Sie müssen sich laufend auf den höchsten Informationsstand bringen und stets in der Lage sein, sofort zu reagieren. Sie müssen die falschen Pressegeschichten mit aller Entschlossenheit zurückweisen. Das ist es, was der Präsident braucht und was er verdient.

Während Ihrer Amtszeit prägten Sie das Motto: «Lasst Trump Trump sein.» Lässt sein jetziges Team Trump nicht genug Trump sein?

Wir haben einen Präsidenten, der in seinem Leben unvergleichlichen Erfolg erzielt hat. Ob als Fernsehmann, als Immobilienunternehmer, als Autor. Jeder, der ihn verändern will, versteht nicht, wie wichtig es ist, Trump einfach Trump sein zu lassen.

Der Präsident macht es seinen Verteidigern allerdings nicht leicht. Er fällt ihnen bisweilen in den Rücken und widerspricht ihren Statements. Liegt darin ein Grund, warum so wenige bereit sind, für den Präsidenten in die Bresche zu springen?

Die Errungenschaften des Präsidenten müssen in den Fokus genommen werden. Dieser Präsident hat in den ersten vier Monaten mehr erreicht als die meisten Präsidenten vor ihm, aber niemand spricht davon. Also sollte er es selbst tun. Das Kommunikationsteam sollte dies tun. Seine Vorlage, um Obamacare zu widerrufen und zu ersetzen, wurde vom

Repräsentantenhaus angenommen. Er hat die USA aus der Transpazifischen Partnerschaft herausgelöst. Er hat eine Reihe von bilateralen Deals abgeschlossen. Er hat Hunderttausenden Menschen einen Job verschafft. Die Wirtschaft wächst in rekordartigem Ausmass. Sein Kandidat für das Oberste Gericht, Neil Gorsuch, wurde vom Kongress bestätigt. Er hat persönlich die Freilassung einer US-Geisel in Ägypten ausgehandelt. Über all diese Dinge verliert kaum jemand ein Wort. Vergleichen wir das mal mit Obama. Als Obama gewählt wurde, erhielt er innert sechzig Tagen einen Friedensnobelpreis. Die Medien waren derart in Obama verliebt, dass sie alles taten, um ihm zu helfen. Genau das Gegenteil geschieht mit Trump.

Allerdings stellt sich der Präsident auch immer wieder selbst ein Bein. Manche kritisieren, er twittere zu viel, er sei zu streitsüchtig und sei sich selbst der grösste Feind.

Ich mag die Tatsache, dass der Präsident authentisch ist. Er spricht direkt zu den Amerikanern. Das hat ihm zum Wahlsieg verholfen. Er ist der erste Präsident seit Generationen, der die Medien umgeht und direkt zum Volk spricht. Franklin D. Roosevelt tat Ähnliches mit seinen «Kamingesprächen» und nutzte das Radio als neue Art der Kommunikation. Trump nutzt die sozialen Medien, er richtet sich auch direkt an die Presse. Er hat zu Beginn seiner Amtszeit mehr Interviews gegeben als irgend sonst ein Präsident in der modernen US-Geschichte.

Sie führten Trump zur Nomination als Präsidentschaftskandidat. Sind Sie bereit, ins Trump-Team zurückzukehren?

Ich sage so viel: Wenn der Präsident mich um einen Job anfragen sollte, stehe ich bereit, seine Agenda von innen oder von aussen zu unterstützen.

Gemäss Medienberichten wurden Sie letzte Woche in der Lobby des West Wing gesehen. Fake News?

Ich kommentiere nicht, wo ich war. Aber ich denke, es ist keine Überraschung, dass ich mit einer Reihe von Leuten im Weissen Haus spreche, die seit Jahren zu meinen Freunden zählen.

Haben Sie in den letzten Tagen direkten Kontakt mit dem Präsidenten gehabt?

Ich äussere mich nicht über private Gespräche, die ich mit dem Präsidenten geführt oder nicht geführt habe.

Corey Lewandowski, 43, war Donald Trumps erster Wahlkampfleiter. Nach dessen Sieg in den Vorwahlen wurde er im Juni 2016 von Paul Manafort abgelöst. Auch nach seiner Demission sind seine Kontakte zum Team Trump nie abgebrochen. Vorübergehend arbeitete er als Kommentator bei CNN. Letzten November gründete er die Lobbyfirma Avenue Strategies, von der er sich inzwischen wieder gelöst hat. Es waren Vorwürfe aufgetaucht, er habe das Unternehmen genutzt, um Klienten direkten Kontakt ins Weisse Haus zu verschaffen, ohne über die nötigen Papiere für Lobby-Aktivitäten zu verfügen. Die *Weltwoche* erreichte Lewandowski per Telefon in Washington.

Alles ändern, damit alles gleich bleibt

In Österreich deutet vieles auf ein Ende der Gemütlichkeit hin. Mit drei Jahrzehnten Verspätung zwar, aber die Verspätung gehört nun einmal zum Verlässlichsten, was Österreich zu bieten hat.

Von Michael Fleischhacker

In Österreich geht's rund. Zwei Parteichef-Rücktritte innerhalb einer Woche und die Ankündigung vorgezogener Nationalratswahlen werfen die Frage auf, ob da der Zufall am Werk ist oder eine höhere Kraft, die dem Land die Gemütlichkeit austreiben will, für die es gekannt und geliebt und auch ein wenig belächelt wird.

Nun, Zufall ist nichts davon. Weder war der überraschend wirkende Rücktritt des ÖVP-Chefs Reinhold Mitterlehner Zufall noch die Übernahme der Partei durch Sebastian Kurz, noch die Bereitschaft der Partei, dessen Forderung nach weitgehenden inhaltlichen und personellen Vollmachten zu erfüllen, noch die Ausrufung von vorgezogenen Wahlen. Und damit war auch klar, dass Eva Glawisch-

Als «kritischer Intellektueller» gilt derjenige, der sich mutig gegen die Opposition stellt.

nig, die Chefin der Grünen, sich vorzeitig zurückziehen würde, was sie ohnehin geplant hatte. Denn dass sie bei den nächsten Wahlen nicht mehr antreten würde, war schon länger klar.

So weit, so gewöhnlich. Wechsel an der Parteispitze als Folge innerparteilicher Intrigen kommen vor, Koalitionen zerbrechen, Wahltermine üben Druck aus und erzwingen Personalentscheidungen jenseits längerfristiger Planungen. Und dennoch wird man das Gefühl nicht los, dass da gerade mehr passiert im Land; dass jenes System ins Wanken gerät, das Österreich seit den frühen Nachkriegstagen geprägt hat.

Haiders langer Schatten

Man kann das vor allem an der ins Hysterische driftenden Heftigkeit der Reaktionen ablesen, mit denen Sebastian Kurz' Machtübernahme in der ÖVP quittiert wird. Besorgte Journalisten und als besorgte Bürger getarnte Parteigänger des SPÖ-Kanzlers warnen vor autoritären Tendenzen in Form einer «Orbanisierung» und problematisieren den «Führerkult», dem sich die einst stolze Volkspartei ergeben habe.

Hinter diesen Warnungen verbirgt sich die Sorge, dass nun tatsächlich das passieren könnte, was nicht wenige der heutigen Warner eigentlich immer gefordert hatten: das Aufbrechen der starren Nachkriegsstrukturen, in

denen ein enges Geflecht aus Bündeln, Kammern und Gewerkschaften, das von den beiden Grossparteien SPÖ und ÖVP zur Absicherung ihrer Pfründen etabliert worden war, dafür sorgte, dass der politische Gegner auch im Falle absoluter Mehrheiten ein grosses Stück vom Machtkuchen erhielt.

Ganz neu ist die Situation indes nicht. Was in Österreich gerade passiert, muss man in erster Linie als Höhe- und Endpunkt eines dreissigjährigen Verspätungsgeschehens begreifen. Dreh- und Angelpunkt dieser Verspätungsgeschichte ist das Jahr 1986, das vor allem durch drei Ereignisse geprägt war: die «Waldheim-Affäre», die Übernahme der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) durch Jörg Haider und den erstmaligen Einzug der Grünen in den österreichischen Nationalrat.

Die Wahl des ehemaligen Uno-Generalsekretärs Waldheim, der einen Teil seiner Kriegsvergangenheit verschwiegen hatte, zum Bundespräsidenten wurde von einer heftigen Debatte über die lange beschwiegene Rolle Österreichs in der Zeit des Nationalsozialismus begleitet. Mit dem Einzug der Grünen mussten sowohl Bürgerliche als auch Sozialdemokraten erstmals zur Kenntnis nehmen, dass sich die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht mehr in ihre parteipolitische Logik zwingen lässt, und mit der Machtübernahme in der FPÖ startete Jörg Haider von aussen jenen Angriff auf das österreichische Machtmodell, den Sebastian Kurz gerade von innen ins Rollen bringt.

Vor dreissig Jahren konnte das Ancien Régime den Angriff noch abwehren. Entscheidend dafür war, dass es SPÖ und ÖVP gelang, sich gegen Haiders berechtigte Kritik am Filz durch den Hinweis darauf zu immunisieren, dass er, der Sohn überzeugter Nationalsozialisten, und die FPÖ nach wie vor ein ungeklärtes Verhältnis zur Nazivergangenheit hätten. Die intellektuelle Klasse des Landes leistete dabei wesentlich Unterstützung, noch heute gilt als «kritischer Intellektueller» nicht derjenige, der die Mächtigen kritisiert, sondern derjenige, der sich mutig gegen die Opposition stellt. Qualität und Originalität des intellektuellen Diskurses im Land wurden dadurch nicht unbedingt gefördert.

Kernthema Migration

Doch immerhin, die Strategie ging auf, und zwar für beide Seiten: Die Grossparteien blieben an der Macht und das System intakt, und Jörg Haider konnte bequem die Stimmen all derjenigen einsammeln, die gegen diese Fortsetzung des Immergleichen ein Zeichen des Protests setzen wollten und in ihrer Protesthaltung noch dadurch bestärkt wurden, dass ihnen von der «kritischen» Intelligenzija latente Sympathien für den Nationalsozialismus unterstellt wurden.

Der Rest der Geschichte ist bekannt: Haiders FPÖ wuchs, überholte 1999 bei den Wahlen erstmals die ÖVP, was Volkspartei-Chef Wolfgang Schüssel nicht daran hinderte, entgegen seinem



Fortsetzung des Immergleichen: FPÖ-Chef Haider (l.) und ÖVP-Kanzler Schüssel, 2000.



Orbanisierung? Der Durchstieg von Sebastian Kurz an die Parteispitze war sorgfältig geplant.

Versprechen, in die Opposition zu wechseln, wenn er nur auf dem dritten Platz landen würde, jene «schwarz-blaue» Koalition zu schmieden, die für gröbere europäische Aufregungen und für innerparteiliche Turbulenzen in der FPÖ sorgte. Schlüssel nutzte die Spaltung der FPÖ zu Neuwahlen, die er fulminant gewann, und regierte bis 2006 mit dem Bündnis Zukunft Österreichs (BZÖ), einem politischen Hybridwesen, das Haider orange eingefärbt hatte.

Seither regiert wieder die grosse Koalition aus SPÖ und ÖVP, das Land fiel in diesem Jahrzehnt in den meisten ökonomischen Kennzahlen zurück, die Frustration der Bürger nahm zu und mit ihr der Stimmenanteil der inzwischen von «HC» (Heinz-Christian) Strache geführten Freiheitlichen, die von der ersten Umfrage nach der letzten Nationalratswahl 2013 an konstant als stärkste politische Kraft ausgewiesen wurden.

Man war also wieder dort, wo man 1999 gewesen war. Und im Grunde auch dort, wo man 1986 gewesen war – mit einem wesentlichen Unterschied: Sowohl SPÖ-Kanzler Christian Kern als auch der neue ÖVP-Hoffnungsträger Sebastian Kurz bekämpfen die freiheitliche Opposition, indem sie die FPÖ in ihrem Kernthema Migration und Integration inhaltlich unterlaufen. Kurz setzte, damals noch unter heftigem Protest der «Will-

kommenskultur»-Vertreter, im Februar 2016 die Schliessung der Balkanroute durch, der damalige SPÖ-Chef und Kanzler Werner Faymann vollzog diesen Kurswechsel mit, was ihn wenige drei Monate später den Job kostete.

Eine Art privates Parteiprogramm

Dass sein Nachfolger, der sich seinerzeit als Held hatte feiern lassen, weil er als ÖBB-Chef die Durchreise Hunderttausender Flüchtlinge als humanitäre Grosstat der staatlichen Bahn inszenierte, auf Faymann-Kurz-Linie blieb, schien kaum jemanden zu irritieren. Das zeigt, dass auch in der SPÖ längst die persönliche Ausstrahlung des Spitzenkandidaten unendlich mehr zählt als Konsistenz und Ideologie. Der «Plan A», den Kern im Januar dieses Jahres präsentierte, war vollkommen an der Partei vorbei im Kabinett des Kanzleramtes entstanden, eine Art privates Parteiprogramm also. Eine öffentliche Debatte über die Orbanisierung der österreichischen Sozialdemokratie ist nicht Erinnerung.

Fazit: Sowohl Christian Kern als auch Sebastian Kurz haben sich dazu entschlossen, den Fehler von 1986 nicht noch einmal zu machen. Beide haben begriffen, dass das österreichische Machtsystem sich während des Abwehrkampfes der vergangenen dreissig Jahre eine Autoimmunschwäche zugezogen hat, die eine

Fortsetzung der bisherigen Therapien nicht mehr zulässt. Beide haben begriffen, was Giuseppe Tomasi di Lampedusa meinte, als er im «Gattopardo» den jungen Tancredi sagen liess: «Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, müssen wir alles ändern.»

Nach dreissig Jahren Widerstand gegen die Wirklichkeit ist es also in Österreich so weit: Die entscheidenden politischen Kräfte haben verstanden, dass sich die Machtstrukturen, in denen man gross geworden ist, nur erhalten

Kerns «Plan A» war vollkommen an der Partei vorbei im Kabinett des Kanzleramtes entstanden.

lassen, wenn man bereit ist, der Zerstörung von aussen durch eine Zerstörung von innen zuvorzukommen. Das ist nicht zuletzt den geänderten medialen Rahmenbedingungen geschuldet, denn die sozialen Medien haben den «Cordon sanitaire», den man noch in den achtziger Jahren problemlos zuziehen konnte, gnadenlos zerfetzt.

Hinter den österreichischen Aufregungen dieser Tage steckt also im Grunde ein einfaches und eigentlich auch zuversichtlich stimmendes Prinzip: Ein Land holt auf. Die Frage ist noch, wohin. ○



«Lieber eine schlechte Regierung als gar keine»: Wahlkampf in Teheran.

«Unsere Jugend verhält sich sehr clever»

Öffnung, Hoffnung, Dialog. Die Wähler des Iran haben ihrem väterlichen Präsidenten Rohani das Vertrauen ausgesprochen. Doch Macht hat er kaum. Sie ruht fest in den Händen erzkonservativer Männer. Schriftsteller Amir Hassan Cheheltan wirft einen Blick ins Räderwerk des Gottesstaates. *Von Urs Gehrig*

Das sanfte Gesicht des Gottesstaates lächelt. Präsident Hassan Rohani wurde mit 57 Prozent der Stimmen deutlich im Amt bestätigt und kann seinen Kurs der Entspannung und die Öffnung des Landes fortsetzen. Doch das Plebiszit offenbart eine tiefe Spaltung im Land. Die konservativen, religiösen Kräfte stellen weiterhin eine solide Bastion im Iran. Ihr Kandidat Ebrahim Raisi, der politisch unerfahrene Karrierejurist, der als junger Revolutionär Hunderte politische Gefangene dem Henker zuführte, erzielte 38 Prozent. Die Hardliner, die er repräsentiert, halten die Macht fest in der Hand. Während Präsident Rohani die Innen- und die Aussenpolitik navigiert, steht über allen und allem unangefochten der geistige Führer, Ajatollah Ali Khamenei.

Bleibt also alles beim Alten? Führen Chomeinis Erben das Land ins fünfte Jahrzehnt der Revolution? Wir haben beim Schriftsteller Amir Hassan Cheheltan nachgefragt. Er zählt zu den prominentesten Stimmen des Iran. Schonungslos legt er in

seinen Romanen die Psyche der iranischen Gesellschaft frei. 1998 wurde sein Name auf die sogenannte Todesliste der veremten Schriftsteller gesetzt. Die Regierung warf ihm vor, er würde die Jugend verführen und pervertieren – dieselbe Anklage, die einst im alten Athen Sokrates traf. Noch immer sind Schlüsselwerke Cheheltans im Iran verboten. «Wenn du etwas nicht aussprechen darfst, ist das moralisch etwas Schreckliches», sagte er, als die *Weltwoche* ihn 2014 in seiner Wohnung im Norden Teherans besuchte. «Die Freiheit ist das Wichtigste für den Menschen.»

Nach der jüngsten Wahl erreichten wir ihn via Skype in seinem Büro. Er sei fast vier Stunden in der Schlange angestanden, um seine Stimme abzugeben, doch die Geduld habe sich ausbezahlt, sagt er. Die grösste Gefahr sei gebannt.

Herr Cheheltan, haben Sie das Resultat so deutlich erwartet?

Wir haben darauf gehofft, doch ein paar Tage vor der Wahl stieg die Nervosität. Es gab

Nachrichten, laut denen Ebrahim Raisi grossen Publikumszulauf verzeichne. Präsident Rohani kritisierte, die Sicherheitsdienste würden Leute aus den Dörfern nach Teheran heranschleppen und ihnen nach der Wahlveranstaltung in Militärbasen ein gutes Mahl servieren.

Als wir Sie vor drei Jahren besuchten, meinten Sie skeptisch: «Es dämmert, aber nur zaghaft. Wir haben mehr erwartet.» Welche Bilanz ziehen Sie heute aus Rohanis erster Amtszeit?

Seine grösste Errungenschaft war das Atomabkommen mit den Amerikanern 2015. Es hat dem Iran etwas geholfen, die Isolation zu durchbrechen. Die Ölverkäufe haben stark zugenommen. Die Bankverbindungen zu Europa und den USA sind viel einfacher geworden. Doch von Normalität sind wir noch weit entfernt. Der Alltag der Leute hat sich wenig verbessert. Die Arbeitslosigkeit ist hoch. Vierzig Prozent der Studienabgänger finden keinen Job. Die Inflation ist zwar unter Kontrolle, aber das Leben ist sehr teu-

er. In den ärmeren Schichten, die dreissig bis vierzig Prozent der Gesellschaft ausmachen, ist die Wohnungsnot erheblich. Ein Drittel der Iraner lebt in den grossen Städten, viele von ihnen in slumartigen Stadtteilen. Und was die soziale Freiheit betrifft, namentlich bezüglich der Kleidervorschriften für die Frauen, hat sich wenig verändert.

Donald Trump hat sich vehement gegen das Atomabkommen seines Vorgängers Obama ausgesprochen. Es sei «der schlimmste Deal, der je ausgehandelt wurde». Wächst unter den Iranern die Furcht, der US-Präsident könnte das Papier «zerreißen», wie er im Wahlkampf angekündigt hatte?

Die Furcht treibt nur jene um, die sich mit dem Thema beschäftigen. Der Durchschnittsiraner zerbricht sich darüber nicht gross den Kopf. Wäre Raisi gewählt worden, wäre die Gefahr einer Konfrontation mit den USA gewachsen, denn Trump und Raisi sind beide aus ähnlichem Holz geschnitzt. Rohani hingegen ist weise genug, um zusammen mit Trump mögliche Spannungen zwischen unseren beiden Ländern abzubauen.

In seiner Rede über den Islam vor Vertretern aus 50 muslimischen Staaten in Riad hat Trump die iranische Regierung frontal angegriffen und zur Isolation des Landes aufgerufen. Er nannte den Iran den «Hauptsponsor des Terrorismus» und sagte: «Die am längsten leidenden Opfer des iranischen Regimes sind dessen eigene Landsleute.» Wie sind die Reaktionen im Iran auf Trumps Tirade ausgefallen?

Diese Art von Rhetorik ist nicht neu für die Iraner. Ebenso wenig wie der Waffendeal mit den Saudis über 110 Milliarden Dollar. Deshalb haben die iranischen Medien der Sache keine grosse Beachtung geschenkt. Die wichtigste Zeitung der Reformer, *Shargh*, hat die News bloss kurz zusammengefasst unter dem Titel: «Bewunderung für Saudi-Arabien. Tadel für Iran». Meine persönliche Meinung ist: Es trifft zu, dass viele Iraner nicht glücklich sind über die iranischen Aktivitäten in Syrien und über die finanzielle und logistische Unterstützung für die Hisbollah im Libanon. Aber wie viele politische Experten unterstreichen, ist Saudi-Arabien das Zentrum des Wahhabismus, des Hauptsponsors für den Dschihad-Terrorismus. Zudem ist der Zustand der Menschenrechte in dem Land auf unterstem Niveau. Vor diesem Hintergrund kommt mir die Schuldzuweisung an den Iran bei gleichzeitiger Bewunderung für Saudi-Arabien sehr komisch vor.

Zurück zu den Wahlen im Iran. Das Resultat dokumentiert eine tiefe Spaltung des Landes. Wo verlaufen die wichtigsten



«Vielleicht in zehn Jahren»: Autor Cheheltan.

Konfliktlinien zwischen Konservativen und Reformern?

In der Wirtschaft. Der Iran ist ein Ölland. Es geht um viel Geld. Der grosse Zankapfel sind die Öleinkommen. Nur dreissig Prozent der Wirtschaft stehen unter der Kontrolle der gewählten Regierung. Der Rest wird auf sehr korrupte Art gelenkt, beispielsweise von den Revolutionsgarden. [Die paramilitärischen Revolutionsgarden sind der grös-

«Rohani ist weise genug, um zusammen mit Trump mögliche Spannungen abzubauen.»

te Unternehmer des Landes und niemandem ausser dem Revolutionsführer Rechenschaft schuldig, Red.] Ein grosser Teil des Imports geht durch ihre Hände, und sie bezahlen dem Staat keine Steuern auf die Importware.

Wird der deutliche Wahlsieg Rohanis ausreichen, um in den nächsten vier Jahren die gesellschaftliche Öffnung in der Islamischen Republik durchzusetzen?

Vier Jahre werden dafür nicht reichen. Die Konservativen, die im Volk die Minderheit stellen, haben die Schlüsselpositionen der Macht inne. Wenn wir auf dem Weg weiterfahren, den Rohani eingeschlagen hat, werden wir vielleicht in zehn Jahren eine offene Gesellschaft haben. Aber dies nur, wenn nichts Unerwartetes geschieht, das ihn aus dem Geleise wirft.

Die Gründergeneration der Islamischen Republik erreicht das Pensionsalter. Dennoch halten praktisch überall die Chomeini-Veteranen von 1979 die Macht in Händen. Wo ist die jüngere Generation, die eines Tages die Führung übernehmen könnte?

Leider ist sie nicht sichtbar. Denn die alte Generation pflanzt sich fort und stellt auch unter den Jungen einen erheblichen Anteil Konservativer. Diese kontrollieren sämtli-

che Institutionen, die für die Sicherheit zuständig sind: die Revolutionsgarden, der Wächterrath (er zählt zwölf Mitglieder und hat das letzte Wort bei der Gesetzgebung und Wahlen) und der Expertenrat (das Gremium besteht aus 86 Geistlichen, die den obersten geistlichen Führer wählen). Im Expertenrat ringen Konservative und Moderate um Einfluss. Aber es liegt noch ein langer Weg vor uns.

Viele junge Iraner sagen: «Rohani mag ein sanftes Gesicht haben, aber er ist letztlich eine Schaufensterfigur. Im Hintergrund ziehen die Kleriker die Fäden und sorgen dafür, dass fundamentale Veränderungen verhindert werden.»

Für die Träume und Vorstellungen der Jugend ist Rohani keine ideale Person. Aber von Raisi und den Erzkonservativen unterscheidet er sich doch erheblich. Also hat sich die Jugend entschlossen, auf dem eingeschlagenen Weg fortzufahren. Unsere Jugend verhält sich sehr clever. Sie hat realisiert, dass der Umbau der Gesellschaft Schritt für Schritt erfolgen muss. Sie hat eingesehen, dass der lange, zähe Weg der einzige ist, um unsere Situation zu verändern.

Ist dieser Pragmatismus eine Lektion aus der blutigen Niederschlagung der «grünen Bewegung» nach den Wahlen 2009?

Absolut. Die Menschen, die sich nach Freiheit sehnen, haben begriffen, dass sie es mit einer brutalen Opposition der Mächtigen zu tun haben. Der Weg zum Ziel führt nicht über Massenproteste. Diese würden erbarmungslos niedergeschlagen, und der Preis wäre immens. Die politische Weisheit der Jugend ist langsam und zäh gereift. Sie ist ein kostbares Gut. Sie besagt, dass man manchmal nachgeben und sich zurückziehen muss, um seine Kräfte zu sammeln, um dann langsam, aber entschlossen vorwärtszumarschieren.

Der Iran ist umgeben von krisengeschüttelten Staaten. Wie beeinflussen die Kriege in der Region, namentlich jener des Islamischen Staates (IS), die Politik im Iran?

Es ist besonders die Elite, die sich darüber Sorgen macht. Aber auch die Jugend hat instinktiv verstanden, dass Sicherheit ein hohes Gut ist. Deshalb hat sie keine grossen Schritte gegen das System unternommen. Sie sagt sich: «Lieber eine schlechte Regierung als gar keine.» Eine schwache Regierung würde bedeuten, dass die Grenzen nicht mehr gesichert wären, dass der IS leichtes Spiel hätte und im Iran Fuss fassen könnte.

Amir Hassan Cheheltan, 60, lebt nach längerem Exil in Europa wieder in Teheran. Seine Romane wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Am 30. Mai liest Cheheltan im Berliner Pergamonmuseum aus seinen Werken: «Iranische Dämmerung» und «Teheran, Stadt ohne Himmel».

Freie Fahrt aus dem Bürgerkrieg

Pünktlich mit Beginn der Sommerreisezeit fällt in der EU die Visapflicht für die Ukrainer. Dann kann sich auch die Schweiz auf einen Andrang aus einem Land einrichten, in dem die Leute nur eines wollen: nichts wie weg. *Von Wolfgang Koydl*

Die Abgeordneten des Europäischen Parlaments taten mal wieder, was sie am liebsten tun: Gerührt über ihre humanitären Instinkte, klopfen sie sich ausgiebig auf die eigene Schulter. Wie schon oft, war auch diesmal die Ukraine der Empfänger europäischer Wohltaten. Anfang April hatte das Parlament die Visapflicht für Ukrainer abgeschafft, nun war der ukrainische Präsident Petro Poroschenko nach Strassburg gereist, um die Vereinbarung zu unterschreiben.

Immerhin war wenigstens Parlamentspräsident Antonio Tajani augenscheinlich alles andere als glücklich über den Deal. Immer wieder blickte er Poroschenko von der Seite an, als ob er sich zwicken müsste, um sich davon zu überzeugen, dass ihn kein Alb drückt. Und als ihn der Ukrainer dann noch als «echten Helden» nach Kiew einlud, zuckte Tajani hilflos mit den Schultern: «Das wollen wir erst mal sehen», schien er damit zu sagen.

Die USA standen Pate

Ändern hätte der Parlamentschef sowieso nichts mehr können. Der Visa-Deal war noch von seinem Vorgänger Martin Schulz eingefädelt und zudem von der Europäischen Kommission und den Mitgliedstaaten der Europäischen Union abgenickt worden. Im Hintergrund standen die USA Pate, finanziell assistiert von der Open Society Foundation des amerikanischen Finanzspekulanten George Soros.

Sie sorgen stets dafür, dass die Ukraine zuverlässig eine Vorzugsbehandlung erfährt – sei es bei der Vergabe von Krediten, sei es bei weitreichenden politischen Konzessionen. Denn für die USA zählt nur die Geostrategie: eine nachhaltige Schwächung Russlands – und die erzielt man am besten und am schnellsten, wenn man die Ukraine als Gegner Moskaus hochpöppelt.

Dieses Wohlwollen erstreckt sich über Politik und Ökonomie hinaus bis in die Untiefen der Popmusik. Beim Eurovision Song Contest, der soeben in Kiew ausgetragen wurde, musste sich die den Wettbewerb ausrichtende Europäische Rundfunkunion (EBU) über die eigenen Regeln hinwegsetzen. Proteste der schweizerischen EBU-Chefin Ingrid Deltenre verpufften wirkungslos. Die Rundfunkfritzen sollten sich ge-

Eigentlich müsste die Ukraine auf das Entgegenkommen des Westens mit Reformen reagieren.

fälligst nicht in ukrainische Angelegenheiten einmischen, blaffte es aus Kiew zurück.

Obwohl in den Eurovisionsstatuten «Texte, Reden oder Gesten politischer oder ähnlicher Natur» verboten sind, hatte die ukrainische Sängerin Jamala den Contest im Vorjahr mit einem brisant politischen Song über die Deportation der Krimtataren durch Stalin im Jahr 1944 gewonnen. In diesem Jahr verbot Kiew der

russischen Teilnehmerin Julia Samoilowa die Teilnahme aus politischen Gründen.

Viel weniger harmlos als ein paar Schlagerliedchen sind die potenziellen Folgen, die die Reisefreiheit von rund 45 Millionen Ukrainern für die EU – und damit auch für die Schweiz haben kann. Denn derweil sich Grossbritannien und Irland eine Ausnahmeregelung erstritten haben, schwimmt die Eidgenossenschaft im breiten Strom offener europäischer Grenzen mit. Nun hat die EU zwar nach eigenen Angaben eine Notbremse in den Deal eingebaut, falls «ernsthafte Migrations- oder Sicherheitsfragen» auftauchen. Mit solchen Notbremsen verhält es sich freilich wie mit dem Bremssystem eines Öltankers: Bevor dieses greift, ist er mehrere Kilometer weitergerauscht.

Wozu dies führen kann, lässt sich seit Jahren in Polen beobachten. Hier arbeitet schon rund eine Million Menschen aus dem Nachbarland – teils legal, teils illegal, teils langfristig, teils saisonal. Mit dem Konflikt im Osten hat die Wanderungsbewegung so gut wie nichts zu tun: Nur 12 Prozent der Ukrainer gaben in einer kürzlich durchgeführten Umfrage an, aus politischen Gründen nach Polen gekommen zu sein. Für 80 Prozent war die Aussicht auf einen Job der Grund.

Seit Jahren schon erhält die Ukraine Geld, Goodwill und gute Worte. Doch von einer Rückkehr «in die europäische Familie», wie sie Poroschenko bei seinem jüngsten Auftritt in Strassburg abermals postulierte, ist das Land weit entfernt. Vor allem an der betrübnlichen Wirtschaftslage hat sich nicht viel verändert. Die Regierung setzte bislang lediglich jene vom Internationalen Währungsfonds (IWF) verlangten Reformen durch, die den Verbraucher treffen: Rentenkürzungen, höhere Energiepreise, Währungsverfall. Die Privilegien der Oligarchen – zu denen auch Poroschenko gehört und die wirklich die Macht im Lande innehaben – bleiben unangetastet.

Viele dieser Milliardäre unterhalten weiterhin profitable Geschäftsbeziehungen zu Russland. Immer häufiger kommt es daher zu Protesten gegen diese undurchsichtige Gemengelage. Sie werden zunehmend von extrem nationalistischen Gruppen vorangetrieben und auf die Strasse getragen, seitdem Poroschenko im vergangenen Jahr die Vollmachten der Werchowna Rada, des Parlaments, beschnitten hat – ohne dass dies in der westlichen Presse zu größeren Verstimmungen geführt hätte. Nun haben sich die drei grössten nationalistischen Gruppen, Swoboda, Rechter Sektor und Natio-



Geld und gute Worte: ukrainischer Präsident Poroschenko (l.), EU-Parlamentspräsident Tajani.



Betrübliche Wirtschaftslage: Alltag in der ukrainischen Provinz.

nalgarde, zu einem gemeinsamen Netzwerk zusammengeschlossen.

Heisser Krieg, heruntergekühlt

Diese Gruppen trieben die Regierung auch dazu, eine Wirtschaftsblockade über die von Separatisten kontrollierten Regionen Donezk und Lugansk zu verhängen. Poroschenko und sein Premierminister Wladimir Groisman hatten sich lange geweigert. Denn noch immer gehören ukrainischen Oligarchen Firmen im Donbass, und noch immer importiert das Land den grössten Teil seines Bedarfs an Kohle und Stahl aus diesem Landesteil. Die Blockade hat zudem die ökonomischen Aussichten der gesamten Ukraine nachträglich derart geschwächt, dass der IWF die Auszahlung einer neuen Kreditrate verschoben hat.

Eigentlich müsste die Ukraine auf das Entgegenkommen des Westens mit Reformen reagieren. Dazu gehört zuerst die Umsetzung des Minsker Abkommens, mit dem der Konflikt zwischen prorussischen und von Moskau unterstützten Separatisten im Osten des Landes und der Zentralregierung von einem brandgefährlichen, heissen Krieg auf eine Abfolge blutiger Scharmützel heruntergekühlt wurde. Gefordert wird eine Verwaltungsreform, die allen Regionen der Ukraine ein hohes Mass an Selbstverwaltung geben soll. Diese wird jedoch von rechtsgerichteten ukrainischen Nationalisten hintertrieben.

Unter dem Druck der ausserparlamentarischen Opposition zeigt sich auch die Regierung gegenüber ausländischen Geldgebern immer bockiger. So kommt man etwa beim wichtigsten Reformvorhaben, der Bekämpfung der Korruption, nach wie vor nur schleppend voran – trotz einiger kleiner Erfolge der neuen Antikorruptionsbehörde. Sie verschickte an alle Abgeordneten und Staatsbeamten eine E-Dekla-

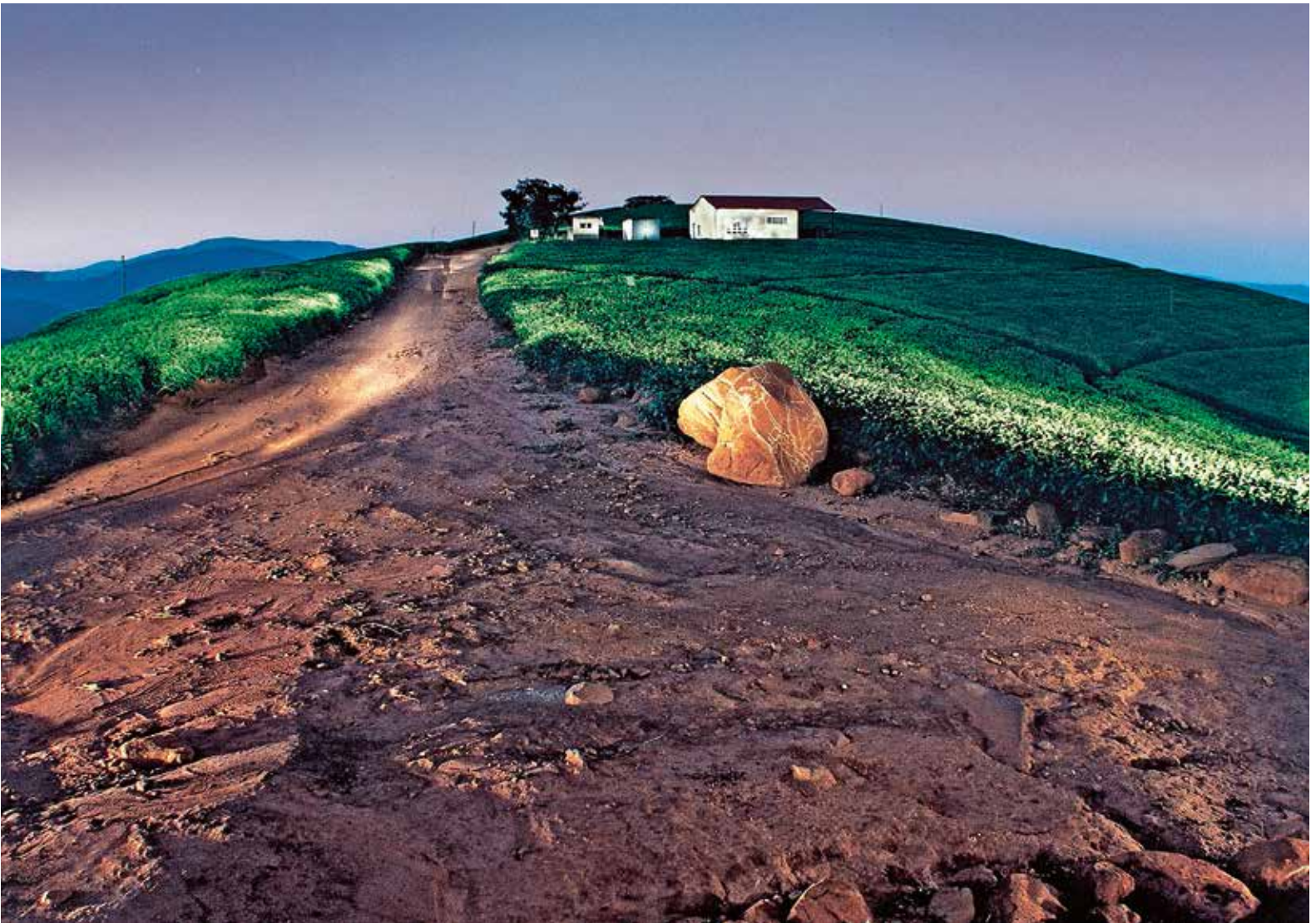
ration, in der etwaige Zuwendungen und Guthaben aufgeführt werden sollten. Erstaunlicherweise gab es nur wenige Proteste – mit einer Ausnahme: Nichtregierungsorganisationen, die sich dem Kampf gegen die Korruption verschrieben haben, verwarnten sich gegen die Auflage, dass auch ihre Zuwendungen aufgelistet werden müssen. Dies, schreiben sie, würde den Kampf gegen die Korruption erschweren. ○



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin
Erwerbsunfähigkeit
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben





«Mach tot den weissen Mann»: Farm in der südafrikanischen Provinz Limpopo.

Nachts lassen sie die Hunde frei

Seit dem Ende der Apartheid sind auf den Farmen Südafrikas rund 4000 Menschen bei Überfällen ermordet worden. Die weissen Besitzer leben in ständiger Angst. Hier erzählen die Nachfahren deutscher Siedler, wie sie damit umgehen. *Eine Reportage von Sarah Pines*

Der Farmerssohn Bok Klostermann zieht an seiner Zigarette, etwas Asche fällt auf das weisse Leinen des Esszimmertischs. «Pünktlich bei Sonnenuntergang schliessen wir das Tor und lassen die Hunde frei», erzählt er. Schräg hinter ihm schimmert ein cognacfarbenes Gewehr auf dem Sofa, auf dem Lauf der flackernde Widerschein des Kaminfeuers. «Wir füttern sie erst am nächsten Morgen. Sie sollen hungrig und wachsam bleiben.» Ein schreckliches Gefühl sei es, wenn sie nachts bellten, denn es bedeute vielleicht den Tod, erklärt er und bezieht sich damit auf die seit dem Ende der Apartheid vor zwanzig Jahren in Südafrika sich häufenden Überfälle auf Farmen weisser Besitzer durch schwarze Afrikaner.

Die Hausangestellten hingegen seien «friedfertig», so Bok weiter. Bei seinen Worten öffnet

sich die Durchreiche, die Esszimmer und Küche verbindet, der dunkle Arm des Küchenmädchens schiebt leise einen Teller mit goldgelbem Huhn, Möhren und Kartoffeln auf den Servierwagen. Mutter Heide kommt herein. Ungefragt erklärt sie: Gut würden die Angestellten behandelt, Gärtner und Küchenhilfen hätten Anrecht auf zweimal Fleisch die Woche und unbegrenzt auf Gemüse, Brot, Kaffee. Plötzlich, mit Triumph in der Stimme: «Die Schwarzen wissen, wir sind abhängig von ihnen. Sie können aber nicht ohne uns, haben Angst vor dem Chaos, das ausbräche, sollten wir hier weggehen. Das ist vielleicht unsere Rettung.» Sie lacht leise, geht ins Nebenzimmer; ein Arbeiter möchte sie sprechen. Im Esszimmer bleibt Bok am Tisch und inspiziert ein paar Turmaline in rosa Tropfenform. Irgend-

wo hallt die Dinner-Glocke, draussen in der heissen Dämmerung tönen die sich entfernenden Stimmen der Arbeiter.

Macheten und abgebrochene Flaschen

In Südafrika leben 53 Millionen Menschen, davon sind 4,5 Millionen Weisse und 40 000 Farmer. Die Farmer europäischer Herkunft symbolisieren weiterhin Unterdrückung und gelten als Vertreter alter kolonialer Werte. Gemäss Statistiken sind sie die am stärksten von Mord und Totschlag bedrohte Bevölkerungsgruppe des Landes. Wie haben sie den Umbruch erlebt, welche Erinnerungen gibt es an die Apartheid, wie ist der Umgang mit der eigenen Entmachtung, dem Verlust einstiger Privilegien? Kam es zur erhofften «Aussöhnung der Nation», wie es die Wahrheits-

kommission zur Aufdeckung von Menschenrechtsverletzungen während der Apartheid (1948–1994) forderte?

Die Gegenwart sei nicht die von Baronin Blixen in «Out of Africa» (1937) beschworene Idylle, erklärt Bok, kein «Sawubona, baba» (Guten Tag, Herr) halle gewienerte Farmhauskorridore herunter. Weisse Farmer leben seit dem Ende der Apartheid in Angst vor einem Rachefeldzug der einstigen Unterdrückten. Seit Apartheidsende wurden etwa 4000 Menschen auf den Farmen Südafrikas bei Raubüberfällen ermordet, weitere 20000 erlitten Körperverletzungen und Vergewaltigungen, Tendenz steigend, so der Tenor.

Unter den Toten sind vor allem weisse Farmer, Nachkommen der europäischen Kolonialherren, aber auch schwarze Farmarbeiter und Hausangestellte. Inzwischen ist die Zahl weisser Farmer um die Hälfte gesunken, viele geben die Höfe aus Angst auf. Die Facebook-Seite «Stop White South African Genocide» (Beendet den Genozid an südafrikanischen Weissen) dokumentiert minutiös jeden Angriff, manchmal täglich, immer wöchentlich.

Viele Überfälle folgen ähnlichen Mustern: Eine Gruppe schwarzafrikanischer Männer stürmt nachts ein Farmhaus oder bricht dort in Abwesenheit der Besitzer ein, wird von den Heimkommenden überrascht. Die Familien werden geschlagen, mit Macheten, abgebrochenen Flaschen anderen Gegenständen verletzt, gefesselt liegen gelassen oder erschossen. Oft kommt es zur Vergewaltigung der Frau, bei der die mit Waffen bedrohten Kinder zusehen. Die entlegenen Farmen eigneten sich besonders für Raub und Mord, sagt Bok, denn Hilfe komme erst spät, viele Räuber könnten fliehen. «Ein paarmal im Jahr fahren mein Bruder und ich die Ländereien ab, das dauert mehrere Tage. Draussen bricht oft das Handynetz zusammen, also haben wir Walkie-Talkies. Alle zwei Stunden melden wir uns daheim, dass wir noch am Leben sind.» Blicke dieses Signal aus, würde die Polizei verständigt.

Brille der Unschuld

Über die Gründe für die Farmüberfälle herrscht Dissens. Die Regierung verweist auf die soziale Ungleichheit zwischen der einheimischen und der europäischstämmigen Bevölkerung. Etwa 87 Prozent des bebaubaren Landes befinden sich seit 1913 in Farmerhand. Damals schrieb die Natives Land Act, eine geografische Segregationsmassnahme, den Grossteil des Landes weissen Farmern zu. Die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung lebt hingegen unterhalb der Armutsgrenze. Konsequenz: Sozialneid und Übergriffe.

Inzwischen hat die Regierung die Revokation des Gesetzes von 1913 sowie Zwangsentweignungen weisser Farmer angeordnet. Etwa 30 Prozent des Agrarlandes werden auf die besitzlose schwarze Bevölkerung umverteilt, als

Wiedergutmachung für die einstige koloniale Annexion. Recht auf Land haben alle Afrikaner, die nach 1914 enteignet und in für sie vorgesehene Territorien zwangsversetzt wurden; auf manchen Farmen lasten Hunderte Ansprüche gleichzeitig. Problematisch sei, erklärt Bok, dass viele der Eingeborenenstämme zu grosse Territorien einklagten, in der Hoffnung, zumindest einen Teil davon zu erwerben. «Viele, die eine Farm erhalten, stellen dort nur Kühe hin, das Land versumpft, Maschinen verrotten, Ungeziefer und Unkraut breiten sich aus. Angebaut wird da nichts mehr, altes Farmland wird absichtlich zerstört.»

Für Johan van Blerk ist dies die Zeit der lange befürchteten «Rache des schwarzen Mannes». Ein populäres Lied radikaler schwarzer Jungpolitiker sei ja «Maak dood de wiet man» («Mach tot den weissen Mann»), erzählt der Wildhüter von Südafrikas exklusivstem Safari-Resort. Hinter ihm schimmert der nächtliche Pool; der Neonschatten des Wassers lässt die Sommersprossen des Mannes wie unzählige schwarze Fliegen aussehen. Van Blerks Ansicht: Die einstigen Kolonialherren hätten Zivilisation, europäische Kultur, Infrastruktur, öffentliche Toiletten nach Südafrika gebracht. Die Eingeborenenstämme jedoch verweigerten sich diesen Errungenschaften, wollten lieber «in die Büsche pinkeln», also sei die Segregation von Schwarz und Weiss die logische Folge, nach dem Motto «Wer nicht will, der hat schon». Er fährt fort: «Weisse kamen und erschufen Südafrika, dann behaupteten die Schwarzen, unsere Errungenschaften gehörten ihnen, wir gaben ihnen das Land zurück, jetzt zerstören sie es. Was für die einen «Liebemachen» ist, kann sich für die anderen wie Vergewaltigung anfühlen, nicht?» Er lacht dröhnend auf, während ein einheimischer Kellner elegant einen Teller mit glasierter Entenbrust hinstellt.

Für die weisse Bevölkerung habe die Abschaffung der Apartheid das Ende einer Zeit uneingeschränkter Privilegien bedeutet, erklärt Shaun, Professor für Afrikastudien an der New York University; Ansichten wie die van Blerks seien verbreitet. Die demokratischen Reformen seien für viele Weisse immer noch befremdlich, verunsichernd. Anders als in den USA zum Ende der Sklaverei ging es nicht einfach nur um die Abschaffung rassistischer Segregation, um das Wahl- und Bildungsrecht einer Minderheit, sondern die Machtübergabe an die schwarze Mehrheit bedeutete, dass diese die weisse Minderheit politisch kontrollieren würde – ein für viele abschreckender Gedanke.

Die Apartheid als verlorenes goldenes Zeitalter: Entsteht diese Wahrnehmung, weil viele sie in der Kindheit durch eine Brille der Un-

schuld erlebten? «Ja», sagt Bok, auf dem Land habe man Gräueltaten gegen die Schwarzen kaum mitbekommen. Das Fernsehen gab es für die Familie erst ab 1978; Nachrichten und Zeitungen seien zensiert gewesen. Als Kind habe man sich auf das verlassen, was Eltern und Lehrer einem beigebracht hätten. Nannys, Fahrer, Gärtner waren stets nett, wirkten fröhlich, man versorgte sie mit Essen, weiter dachte man nicht. Aber heute? Natürlich würden die nach 1994 Geborenen untereinander Freundschaften eingehen, Mischehen seien jedoch noch selten. Er selbst habe keine schwarzen Freunde. Unter den Farmern gebe es wenig Schwarze, noch weniger davon teilen die Werte und Interessen der Weissen, man habe kaum kulturelle Berührungspunkte, nicht einmal das Essen sei dasselbe.

Vieles wird verdrängt

Eine häufige Reaktion der älteren Generation auf das Apartheidsende ist Verdrängung. Sie lese seit 1994 keine Zeitungen mehr, spreche mit Freunden nie über Politik, sagt Heide. Sie rührt schürfend in der Tasse, von draussen hallen Affenrufe ins Halbdunkel herein, dann erzählt sie von ihren privaten Kammermusikkonzerten, wo auch schwarze Musiker eingeladen waren. Für sie ein Erfolgsbeispiel. «Die

Neger mussten an unsere Kultur angeglichen werden. Als die ersten Weissen ins Land kamen, waren sie primitiv, haben nichts gewusst, konnten nicht schreiben, nicht reden, das musste alles aufgebaut werden, nicht?»

Das Farmland ist trocken, der Himmel ist blässlich hell. Im Garten des Haupthauses blühen Pflanzen in schrillen Farben, drinnen erscheint die Welt zeitlos. Der Geruch hat dieselbe Mischung aus Bohnerwachs, Parfüm, Essen und Holzmöbeln wie in einstigen nordeuropäischen Haushalten. Es ist eben das Land der Väter geworden. Deshalb habe die Familie nach der

«Tragödie» auch nie daran gedacht, die Farm zu verlassen, sagt Heide.

Die Tragödie: die Vergewaltigung der Tochter Anna durch marodierende Schwarze. Noch viele Jahre danach verdrängt die Familie dieses Ereignis, ein Gespräch hierüber ist unmöglich. Dennoch, erklärt Bok knapp: Unter der Oberfläche des Farmalltags – etwa bei dem Geräusch hektisch bellender Hunde im Garten – lauerten Gedanken an einen roten Pick-up mit Waffen und wahllos geraubtem, auf der Ladefläche gestapeltem Plunder, an vier Männer mit heruntergelassenen Hosen, die sich über Anna beugten: «Na, wo sind sie jetzt, deine Hunde?» ○



Die Farmer europäischer Herkunft symbolisieren weiterhin Unterdrückung.



Im Nachthemd auf dem roten Teppich: Schauspielerin Marion Cotillard in Cannes.



Ikone der Woche

Hemdsärmelig

Von Beatrice Schlag

Als Edith Piaf in «La vie en rose» wurde sie 2007 plötzlich ein Weltstar. Marion Cotillard, damals eine in Frankreich bereits gefeierte, aber international wenig bekannte Schauspielerin, erhielt nacheinander einen Golden Globe, einen Oscar und einen César, um nur die bekanntesten Auszeichnungen zu nennen. Bei den Preisverleihungen entdeckten die Zuschauer, dass die Wehmütigkeit der schönen Französin mit den Augenringen und den

Ihr Zauber ist der Widerspruch zwischen strahlendem Lächeln und melancholischem Blick.

schweren Lidern auch nicht aus ihrem Gesicht verschwand, als die Rolle der Edith Piaf längst hinter ihr lag. Der Widerspruch zwischen dem strahlenden Lächeln und dem melancholischen Blick gab ihr einen Zauber, der Regisseure von Michael Mann bis Christopher Nolan und Steven Soderbergh faszinierte.

Heute ist Cotillard, die aus einer Künstlerfamilie stammt, neben Kate Winslet die in Hollywood begehrteste und höchstbezahlte europäische Filmschauspielerin. Ausserdem gilt sie als modisches Vorbild, deren Abendkleider auf dem roten Teppich von den Stilistinnen der Frauenzeitschriften regelmässig als kühn und wegweisend abgefeiert werden.

Absichtlicher Fehlgriff

Das schlaife, hemdsärmelige Nachthemd mit der aufgekrempten Jeans darunter, in denen sich Marion Cotillard bei den 70. Filmfestspielen von Cannes am Eröffnungstag den Fotografen stellte, wird also vermutlich bei Modebloggern und Style-Experten einen Empörungsschrei auslösen. Und bei manchen eine vergnügte Erinnerung. 2004 erschien Schauspielerin Uma Thurman, ihrerseits für viele eine Stil-Ikone, zu den Oscars in einem Kleid, das Kritiker als Mischung aus Dirndl und explodierendem Kimono niedermachten.

Thurman sagte später, sie habe durchaus gewusst, dass sie für ihre Kleiderwahl geprügelt werden würde. Aber sie habe die inzwischen bis zur Sterilität perfekte Ausstaffierung der Frauen auf dem roten Teppich etwas aufmischen wollen. Vielleicht war es nur eine nachgereichte Ausrede. Vielleicht macht es zu Stil-Ikonen Hochgeschriebene gelegentlich tatsächlich vergnügt, im Kleiderschrank absichtlich danebenzugreifen. Und jene zu provozieren, denen die Zeit nicht zu schade ist, sich über die Outfits anderer das Maul zu zerreißen.

«Geld ermöglichte meine künstlerische Autonomie»

Jeff Koons gilt als erfolgreichster Künstler der Gegenwart. Beim Treffen in Paris sagt er, was er mit seiner Kunst bewirken will, was ihm Geld bedeutet und was er davon hält, ständig mit Andy Warhol verglichen zu werden. *Von Sven Michaelsen*

Unter der «Mona Lisa» im Saal 6 des Pariser Louvre haben zweihundert Gäste zu einem festlichen Abendessen Platz genommen, darunter Cate Blanchett, Catherine Deneuve, Michelle Williams und Jennifer Aniston. Einge-laden hat der auf 35 Milliarden Euro Vermögen geschätzte Franzose Bernard Arnault, Chef des Luxusgüterkonzerns LVMH und einer der weltweit potentesten Kunstsamm-ler und Mäzene. Der Ehrengast des von zwei-hundert Kellnern betreuten Abends ist Jeff Koons, der teuerste und umstrittenste leben-de Künstler, von der einen Hälfte der Kunst-welt als Genie verehrt, von der anderen als Scharlatan verachtet.

Der Grund für Koons' Auftritt in Paris sind fünf Lederhandtaschen, die er für Arnaults Luxusmarke Louis Vuitton entworfen hat. Die bis zu 4000 Euro teuren Taschen zeigen im Studio des Künstlers entstandene Repro-duktionen alter Meister, von Peter Paul Ru-bens' «Tigerjagd» bis zu Leonardo da Vincis «Mona Lisa». «Indem diese Handtaschen Meisterwerke der Kunstgeschichte aus dem Museum herausholen und auf die Strasse tragen, werden sie selber zu Kunst», erklärt Koons den Gästen mit grossem Ernst. «Wer mit einer dieser Taschen unterwegs ist, wird für seine Mitmenschen zu einem Katalysator metaphysischer Meditationen.»

Zum Interview am nächsten Vormittag erscheint Koons so heiter und strahlend, als gelte es, etwas zu feiern. Ob er ein Mineral-wasser wolle, fragt ihn eine Assistentin. «Leitungswasser genügt», antwortet er.

Sie sind in York aufgewachsen, einer Stadt mit 40 000 Einwohnern im US-Bundes-staat Pennsylvania. Mit sieben bekamen Sie privaten Zeichenunterricht, mit neun begannen Sie, alte Meister nachzumalen und zum Verkauf anzubieten. Was kosteten Ihre Kopien?

Mein Vater war ein angesehener Innenein-richter und handelte mit Möbeln. Um Pas-santen anzulocken, stellte er meine Bilder als Blickfang in sein Schaufenster. Als ich fünfzehn war, riet er mir zu grösseren For-maten in Öl. Sie wurden für 700 bis 900 Dol-lar verkauft. Das Geld trug ich auf die Bank, um mir später ein Auto leisten zu können.

Was haben Sie mit fünfzehn gehört?

Led Zeppelin. Diese Band hat mich fühlen gelehrt. Dass ich mit einundzwanzig nach New York zog, lag an Patti Smith. Ihre Stim-

me und die Botschaft ihrer Songs gaben mir den Mut, an ein Leben in der Welt der Kunst zu glauben. Um diesem Ziel näherzukommen, bewarb ich mich Woche für Woche um einen Job im Museum of Modern Art. Irgendwann hiess es, ich könne am Empfangstresen arbei-ten und Mitglieder anwerben. In meiner frei-en Zeit malte ich und arbeitete an Skulpturen aus Alltagsgegenständen wie Staubsaugern.

Ingrid Sischy, neunzehn Jahre lang Chef-redaktorin von Andy Warhols Magazin Interview, schrieb über Ihr Auftreten am Arbeitsplatz: «Ich sah Koons oft in der Lobby des Museums. Mit seiner Art, sich zu kleiden, zog er alle Blicke auf sich. Er trug Lätzchen aus Papier, zwei Krawatten auf einmal und hatte aufblasbare Blumen aus Plastik um seinen Hals geschlungen.» Was sollte dieser Aufzug?

Meine theatralischen Accessoires sollten Aufmerksamkeit erregen und die Besucher

«Ein Bild, das im Dienst einer politischen Sache entsteht, kann keine Kraft haben.»

denken lassen, sie seien Zeuge einer Perform-ance. Wenn die Menschen näherkamen, verwickelte ich sie in Gespräche über die grossartigen Kunstwerke, die im Museum gezeigt wurden. Schien der passende Mo-ment gekommen, fragte ich, ob sie nicht zahlendes Mitglied werden wollten.

Waren Sie erfolgreich?

Ja, in meinen zwei Jahren habe ich die Zahl der Mitgliedschaften verdoppelt. Mein Re-kord waren dreizehn neue Fördermitglieder an einem Tag.

1983 begannen Sie als Rohstoff- und Aktien-händler an der New Yorker Börse zu arbei-ten und verdienten in Spitzenzeiten bis zu 10 000 Dollar am Tag. Ihre Wall-Street-Vergangenheit nährt bei Ihren Kritikern den Verdacht, Sie seien ein opportunisti-scher Marketingkünstler, der Ego-Fetische und Statuskrücken für Plutokraten und zwielichtige Oligarchen produziert.

Ein Künstler, der etwas Geld auf der Bank hat, muss nicht den Geschmacksmoden des Kunstmarktes hinterherlaufen. Was ich an der Wall Street verdiente, gab mir die Frei-heit, genau die Kunst zu machen, die mir vor-schwebte. Geld war Mittel zum Zweck, es er-möglichte meine künstlerische Autonomie.

Über Edouard Manet, einen Ihrer Lieb-lingmaler, sagten Sie: «Was ich am meisten an seinen Bildern bewundere, ist die voll-ständige Abwesenheit von Zorn.» Auch Ihr Werk wirkt so frei von Wut und Depression, als würden Sie unter Glücksdrogen stehen.

Wer etwas Relevantes über die Wirklichkeit aussagen will, muss entgegengesetzte Pole in sich tragen. Ohne Dunkelheit können Sie kein Licht darstellen, ohne Licht keine Dunkelheit. Ich habe mich allerdings sehr früh dafür ent-schieden, in meiner Kunst so positiv wie mög-lich zu sein, denn Glücksgefühle sind eine wunderbar warme Waffe. Meine Arbeiten sol-len Lebensenergie und Zuversicht wecken und die Menschen anspornen, das Beste aus sich herauszuholen und ihr Leben so intensiv wie möglich zu geniessen. Kunst, die arche-typische Glücksbilder schafft, kann zum Überleben künftiger Generationen beitragen.

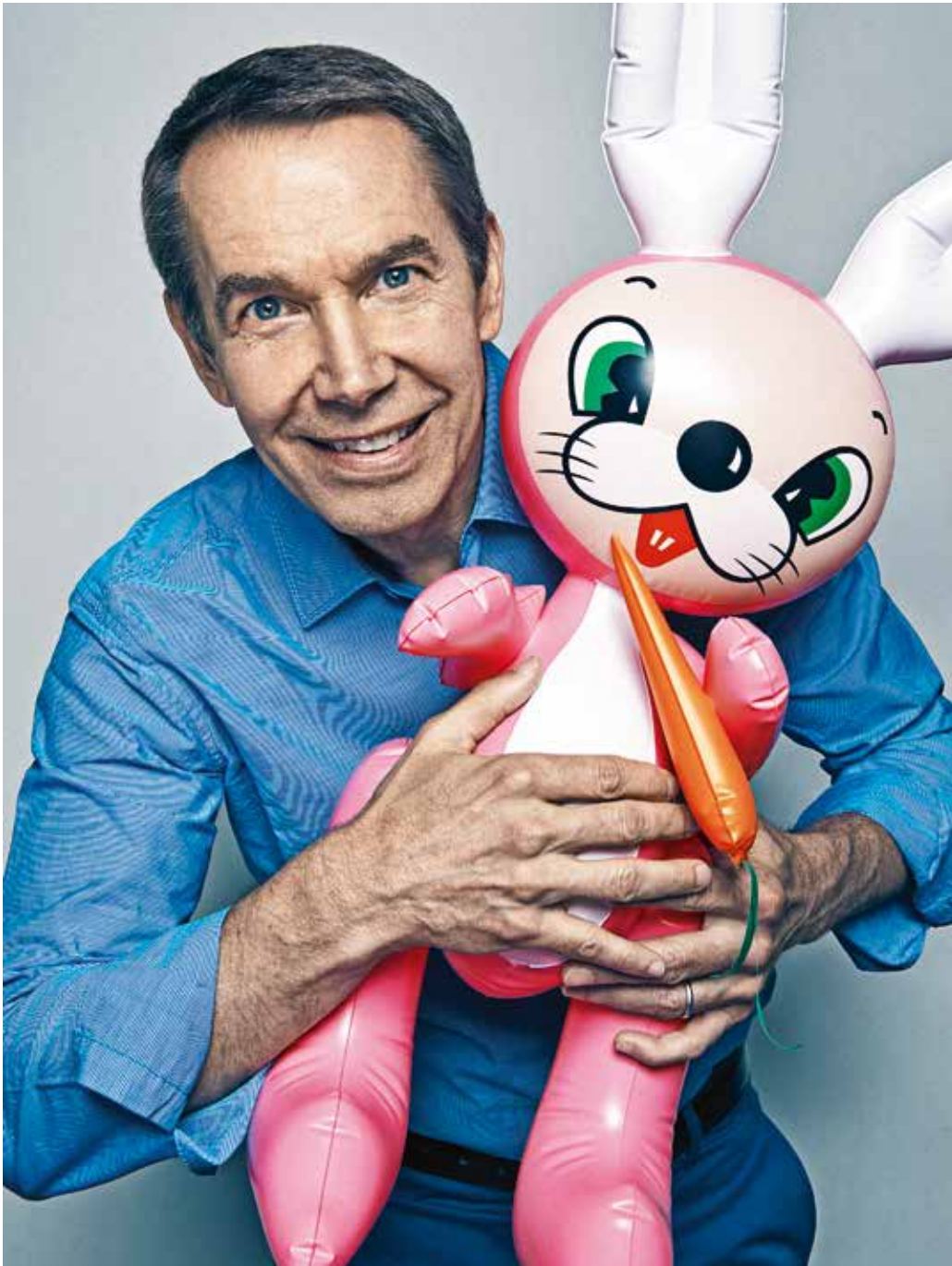
Europäische Kunstkritiker neigen zu der Meinung, Künstler seien gequälte Seelen, die ihre Dämonen mit Hilfe der Kunst bannen wollten. Sie dagegen klingen oft wie ein ame-rikanischer Radio-Evangelist, der mit patho-logischem Optimismus verkündet, Kunst sei der seligmachende Königsweg für Selbst-optimierung und seelische Gesundheit.

Es ist ein Klischee, dass nur gequälte Seelen grosse Kunst hervorbringen. Ich hatte eine gute Kindheit und bin meinen Eltern unend-lich dankbar für ihre Ermutigung und Unter-stützung. Andererseits war ich wie jedes Indi-viduum nicht frei von Ängsten und Selbst-zweifel und las Philosophen wie Kierkegaard und Sartre, um Rat zu finden. Der Schlüssel zu meiner Befreiung war aber die Kunst. Sie nahm mich bei der Hand und lehrte mich, auf mein Empfinden zu vertrauen, statt Autori-täten oder Moden zu folgen. Je weniger Äng-ste ich hatte, desto grösser wurde meine Frei-heit als Mensch und Künstler. Diese Reise zu einem höheren Selbst ist die Essenz meiner Kunst. Ich möchte zu Transzendenz und Er-leuchtung anstiften.

Kennen Sie es, deprimiert zu sein, vor Ver-zweiflung nicht weiterzuwissen?

Für mich ist ein Glas weder halbvoll noch halbleer. Das Leben ist ein gutgefülltes Glas, in das ich einen Löffel tauche.

In ihrem Buch «Die Kunst der Postproduk-tion» untersucht die Kunstwissenschaftle-rin Anne Breucha auf 244 Seiten Ihre rhero-rischen Strategien in Interviews. Lesen Sie die...



«Glücksgefühle sind eine wunderbar warme Waffe»: Koons, 62, mit seinem aufblasbaren «Bunny».

... Ich würde dieses Buch gern sehen.

Ja. (Koons nimmt das Buch und betrachtet den Umschlag, auf dem er mit erhobenen Händen wie ein Messias abgebildet ist)

Ein starkes Cover. Darf ich es fotografieren? (Er holt ein Smartphone aus der Innentasche seines Jacketts und macht Bilder) Welche Aussage hat das Buch?

Ihren Wesenskern zu ergründen, sei so aussichtsreich, wie Quecksilber an die Wand nageln zu wollen. In Interviews würden Sie auf Autopilot schalten und wie ein manischer Guru Ihre Botschaft verkünden, Kunst sei die rettende Religion für das 21. Jahrhundert.

Interessant, jeder spiegelt sich anders in mir. In die Alchemie eines Kritikerurteils fließen viele Selbstprojektionen ein. Zehn Kritiker, zehn Deutungen.

Lesen Sie die Flut der Sekundärliteratur über sich?

Nein, das wäre nicht gut für meine geistige Gesundheit. Ich schaue mir nur an, welche Tatsachenbehauptungen über mich veröffentlicht werden. Interviews gebe ich, weil ich es widersinnig fände, den Kontext und die Deutung meiner Arbeiten Kritikern oder Kuratoren zu überlassen.

Ihre Interpreten nennen Sie fast zwanghaft den «Andy Warhol unserer Zeit». Was halten Sie von diesem Etikett?

Mit sechzehn, siebzehn Jahren wurde es mein Lebensziel, mit bestimmten Figuren der Kunstgeschichte in einen Dialog zu kommen. Das ist bis heute so geblieben. Meine Ahnenreihe reicht von Warhol und Lichtenstein über Dalí, Picabia und Duchamp bis zu Tizian, Masaccio und dem Steinzeitmenschen,

der vor 30000 Jahren die Venus von Willendorf geformt hat. Das Studium dieser Künstler und das fiktive Gespräch mit ihnen hat meine kulturelle DNA geformt. Andy ist Teil meiner Gene. Er war für mich die Pop-Art-Version einer Vaterfigur. Mein grosser Wegweiser aber heisst Duchamp. Aus ihm sind Andy und ich hervorgegangen. Er ist unser gemeinsamer Grossvater.

Als Sie 1977 nach New York zogen, hatte Warhol noch zehn Jahre vor sich. Warum haben Sie ihn und seine Factory nie besucht?

Es gab zwei zufällige Begegnungen mit Andy, aber die fanden nicht in der Factory statt und blieben an der Oberfläche. Es hiess, er umgebe sich in der Factory mit jungen Künstlern, die bis zur Selbstaufgabe in seine Welt eintauchten. Zu einem Zirkel höriger Schüler zu gehören, hat mich nicht interessiert. Ich wollte in meinen eigenen Schuhen gehen und einen Weg finden, den noch keiner vor mir gegangen war. Wenn ich ehrlich bin, habe ich Warhols Kunst erst später im Leben schätzen gelernt. Mein Favorit ist seine 1962 begonnene Serie «Death and Disaster».

Teilen Sie die Forderung, Kunst müsse zu kritischem Denken erziehen und Rebellion und Subversion befördern?

Nein, jeder Künstler sollte die Freiheit haben, selber zu entscheiden, welche seiner Gefühle oder Einsichten nutzbringend für die Gemeinschaft sind.

Überlegen Sie, Donald Trump in Ihren Arbeiten auftauchen zu lassen?

Nein, in meinem Werk sollen Werte aufscheinen, an die ich glaube und denen ich eine Zukunft wünsche. Diese Werte sind meine Gegenbilder zur politischen Realität. Sie haben die Kraft, die Welt zu verändern.

Welche Werte meinen Sie?

Nichts wirkt stärker, als mit Aufrichtigkeit konfrontiert zu werden. Deshalb hat die Kunst am meisten Kraft, die am wahrhaftigsten ist. Ein Künstler, der lediglich auf Provokation aus ist, wird mit seinem Werk früher oder später scheitern. Ein Bild, das im Dienst einer politischen Sache entsteht, kann keine Kraft haben. Ich möchte das geistige Wachstum der Menschen anregen und ihnen helfen, die eigene Geschichte zu umarmen. Selbstakzeptanz ist die Voraussetzung für höhere Bewusstseinszustände und die Liebe zu anderen. Diese Transformation habe ich am eigenen Leib erlebt.

Sie vergleichen Ihre Kunst mit den Songs der Beatles. Wo sollen da Parallelen sein?

Meine Werke sind antielitär, massenkompatibel und demokratisch. Jeder Betrachter begegnet einem Werk wie ein Fremder, der zum Bleiben überredet werden will. Benutzt der Künstler ein Vokabular, das nur wenige Eingeweihte verstehen, gehen die meisten achtlos an seinen Werken vorüber. Da ich so viele Menschen wie möglich an-

sprechen will, gibt es in meiner Kunst keine Bildungshürden. Das Gegenteil von mir wäre ein Künstler, dessen Werke so hermetisch sind, dass sie die Menschen einschüchtern und sich klein fühlen lassen. Man kann mit Kunst auch Ohnmacht und Diskriminierung erzeugen. Deshalb finde ich es richtig, die Kunst vom Podest zu holen. Ich habe nichts gegen Leute, die sich mir überlegen fühlen und meine Kunst von oben herab betrachten. Jeder soll mitreden. Das ist besser, als die Menschheit in Kluge und Dumme aufzuteilen, in Leute mit gutem Geschmack und schlechtem Geschmack. Es gibt keine richtige oder falsche Ästhetik. Wer so etwas behauptet, masst sich eine Autorität an, die es in der Kunst nicht gibt. Jeder Weg ist gültig, jeder Geschmack ist okay.

Ihre Skulptur «Balloon Dog (Orange)», ein aus blitzendem Chromstahl gefertigter Riesenpudel, wurde vor vier Jahren bei Christie's in New York für 58,4 Millionen Dollar versteigert. Bestimmt für Sie der Preis eines Werks dessen Bedeutung?

Ich kenne aus meinen Anfängen das Gefühl, zahlungsunfähig zu sein. Deshalb habe ich mir nie selbst in den Fuss geschossen, wenn es darum ging, meine Kunst so teuer wie möglich zu verkaufen. Rekordpreise sagen nichts über den Wert eines Kunstwerks aus, aber sie sorgen für Aufmerksamkeit und vergrößern damit die Plattform des Künstlers. Ich möchte, dass meine Ideen und Werte von möglichst vielen diskutiert werden.

Sie haben schon mit Mitte zwanzig aufgehört, beim Entstehen Ihrer Kunst selber Hand anzulegen. Heute beschäftigen Sie in Ihrem 3300 Quadratmeter grossen Studio um die 130 Assistenten, die Ihre Entwürfe ausführen. Wie hoch ist Ihr jährlicher Output?

«Vielleicht ist kindhaftes Staunen eine höhere Form des Verstehens.»

Etwas sieben bis zehn Bilder und fünfzehn bis zwanzig Skulpturen – weitaus weniger, als man annehmen könnte.

Von Ende der Achtziger bis Anfang der Neunziger pendelten Sie zwischen einem Apartment in New York und einer für 10000 Mark im Monat gemieteten Biedermeierwohnung in München. In dieser Zeit gestalteten Sie für das SZ-Magazin einen dreissigseitigen Bilderzyklus mit dem Titel «Baby & Eimer». Welche Erinnerungen haben Sie an dieses Projekt?

Ich wurde damals zum ersten Mal Vater und überlegte, wie mein Kind aufwachsen sollte, und welche Erziehung ich ihm geben wollte. Wenn ich an Postkartenständern



«Es gibt keine richtige oder falsche Ästhetik»: Koons' «Ballerina» im Rockefeller Center, New York.

vorbeilief, spürte ich meine Empfänglichkeit für Fotos mit Babys, die in Eimern sitzen. Der Eimer war ein Symbol für Gebärmutter, Taufbecken, Rettungsboot. Bei einigen der abgebildeten Babys kann man unmöglich entscheiden, ob ihr Gesicht ekstatisches Glück oder höllische Angst ausdrückt. Das erschien mir als Gleichnis für meine Vaterschaft: Hier die Sehnsucht nach Geborgenheit, Glaube, Glück, da die Furcht vor Krankheiten und Unfällen. Das Glück bekommt einen schwarzen Rand aus Sorge, wenn man Vater wird.

Um 1990 trennten Sie Kunst und Leben nicht länger und lösten damit ein Beben in der Kunstwelt aus. Ihre Werkgruppe «Made in Heaven» zeigte Sie beim Oral- und Analverkehr mit Ihrer damaligen Ehefrau Ilona Staller, einer italienischen Pornodarstellerin, die in Filmen wie « Geile Stute » und « Kochendes Fleisch » mitgespielt hatte. Wie nah, wie fremd ist Ihnen der Jeff Koons, der seinen erigierten Penis ausstellte und seinen Werken Titel gab wie « Dirty Ejaculation » und « Ilona's Asshole »?

Das Thema von «Made in Heaven» war die Überwindung von Scham, Peinlichkeit und sexuellen Schuldgefühlen – und an dieses Ziel glaube ich bis heute. Wir sind nur frei, wenn wir unseren Körper und die Ausprägung unserer Sexualität annehmen. Meine Ex-Frau stand zu ihrer Vorgeschichte als Pornodarstellerin und hatte ein wunderbar schamfreies Verhältnis zu ihrem Körper. Das war der Grund für ihre ungezügelte Energie. Sex ist ein Narrativ, das nicht lügen kann.

Mit der Geburt Ihres Sohns begann eine Schlammschlacht. Weil Ilona Staller weiter Pornos drehen wollte, reichten Sie die Scheidung ein. Ihre Frau soll daraufhin Ihren Sohn in New York gekidnappt haben.

Als Ludwig eineinhalb Jahre alt war, brachte meine Ex-Frau ihn illegal nach Rom und schloss mich für viele Jahre aus seinem Leben aus. In dieser Zeit begann ich mit der Serie «Celebration», die das Glück und die Unschuld der Kindheit feiert. Meine Arbeiten sollten Ludwig später beweisen, wie sehr ich an ihn dachte.

Stimmt es, dass Sie aus Wut über Ilona Staller viele Arbeiten aus der Serie «Made in Heaven» zerstört haben?

Meine Ex-Frau und ich haben mehr als zehn Jahre lang um das Sorgerecht für unseren Sohn prozessiert, ein zermürbender Albtraum. Sie behauptete, «Made in Heaven» sei keine Kunst, sondern Pornografie, und einem Pornografen dürfe man kein Kind überlassen. Um diese Diskussion nicht vor einem Richter zu führen, habe ich alle Arbeiten aus der Serie zerstört, die noch nicht verkauft waren.

Eine kostspielige Tat.

Würde ich es heute genauso machen? Wenn ich damit meinem Kind helfe: ja.

Ludwig ist heute vierundzwanzig. Was ist aus ihm geworden?

Er studiert in Rom und nimmt Kunstunterricht.

Vergangenes Jahr haben Sie einer amerikanischen Journalistin beschrieben, wie Sie mit Ihren sechs Kindern aus zweiter Ehe eine Ausstellung Ihrer Arbeiten besuchten: «Meine Kinder sahen meine Plastik «Pink Panther» und riefen: «Da ist Pink Panther!» Und dann: «Da ist Rabbit!» Und dann: «Da ist Ilonas Arschloch!» Wie erklären Sie Ihren drei bis vierzehn Jahre alten Kindern den Anblick von analsex und Blowjobs?

Ich muss ihnen nichts erklären. Sie sind den Anblick dieser Arbeiten gewohnt und gehen an ihnen vorbei, ohne viel nachzudenken.

Sie verstehen, dass ich eine Geschichte über Adam und Eva erzählen wollte. Mehr wollen sie über meine künstlerischen Intentionen nicht wissen.

Vor drei Jahren erschien in *Vanity Fair* ein Foto von Annie Leibovitz, das Sie nackt beim Training im verspiegelten Krafraum Ihres New Yorker Studios zeigt. War das Exhibitionismus und narzisstische Selbstfeier oder Konzeptkunst?

Das Foto von Annie hat zwei metaphorische Ebenen. Zum einen trainiere ich jeden Werktag gegen zwölf Uhr eine Stunde lang in meinem Gym. Zum anderen erscheint mir die Schwerstarbeit an Gewichten wie ein Sinnbild für mein Leben als Künstler. Es vergeht keine Minute, ohne dass ich an eine leere Leinwand denken muss.

Sie sind zweiundsechzig. Ihr fettloser, muskelbepackter Körper sieht zwanzig Jahre jünger aus.

Ich will einen kräftigen, widerstandsfähigen Körper haben, um auch im Alter als Künstler noch leistungsfähig zu sein. Picasso und Cy Twombly haben ihre sublimsten Werke mit über achtzig geschaffen. Die späten Arbeiten von Twombly wirken wie im Jenseits entstanden. Er hat einen Funken des Göttlichen gesehen.

Sie arbeiten seit vierzehn Jahren an der Verwirklichung einer monumentalen Skulptur namens «Train». Eine 21 Meter lange Replik einer schwarzen Dampflok-



«Lebensenergie und Zuversicht»: Koons-Tasche.

omotive aus dem Jahr 1943 soll kopfüber an einem 51 Meter hohen Kran hängen, der rot und gelb angestrichen ist. Wo wird «Train» zu sehen sein?

Ursprünglich sollte «Train» in Paris gebaut werden. Dann hiess es, das Los Angeles County Museum of Art wolle «Train» erwerben. Nachdem das Museum einen Rückzieher gemacht hatte, sollte die Skulptur an der High Line in New York stehen. Zurzeit bin ich wieder mit dem Los Angeles County Museum of Art im Gespräch. Dass es dieses Hin und Her gibt, liegt an den Kosten des Projekts. Für das Geld können Sie ein grosses Gebäude bauen. Dennoch bin ich sicher, dass «Train» in weniger als zehn Jahren fertig sein wird.

Es heisst, «Train» würde 30 bis 50 Millionen Dollar kosten.

«Train» ist so teuer, weil wir über eine Dampflok reden, die fast alles kann, was echte Dampflok können. Wir haben nur die Zeitabläufe geändert. Eine Dampflok braucht rund acht Stunden, um ausreichend Druck fürs Losfahren aufzubauen. Bei uns geschieht das in dreissig Minuten. Dann ertönt eine Glocke, man hört das «tschutschu» der Zylinder, Dampf Wolken quellen aus dem Schornstein, und die Räder setzen sich in Bewegung. Nach zweieinhalb Minuten kommt es zum Orgasmus: Der Lärm der Zylinder erreicht den Höhepunkt, die Räder drehen sich so schnell, als hätte die Lok ihre Höchstgeschwindigkeit von hundert Meilen pro Stunde erreicht. Nach dem Orgasmus läuft das Schauspiel in gleicher Geschwindigkeit rückwärts. Die Räder drehen sich langsamer und langsamer, bis schliesslich aus dem Schornstein eine letzte Dampf Wolke kommt.

Stört Sie der Vorwurf, es gebe in Ihrer Kunst nichts zu verstehen?

Nein, vielleicht ist kindhaftes Staunen eine höhere Form des Verstehens, als versteckte zerebrale Rätsel lösen zu wollen, die sich ein Künstler ausgedacht hat, um Sozialkritik zu üben. «Train» soll ein sozialer Magnet werden und Menschen zu einer Gemeinschaft verbinden wie Kathedralen im Mittelalter. «Train» ist ein Sinnbild der menschlichen Existenz vom ersten bis zum letzten Atemzug. Jeder wird sich darin auf Anhieb wiedererkennen.

Sie wohnen mit Ihrer Familie in zwei zusammgelegten Stadthäusern auf der Upper East Side von Manhattan. Sind Sie zu Hause von Ihrer Kunst umgeben?

Nein, die einzige Ausnahme ist ein Poster meiner 1988 entstandenen Holzskulptur «Stacked» aus der «Banality»-Serie. Sie zeigt eine Pyramide aus einem grossen Hauschwein, einer Ziege, zwei Hunden und einem kleinen Vogel – eine Referenz an die Bremer Stadtmusikanten. Meine Kinder lieben diese Arbeit.

Sie sind seit vierzig Jahren Künstler. Warum verbannen Sie Ihr Werk aus dem Privatleben?

In meinem Studio bin ich von morgens bis abends von meinen Arbeiten umgeben. Meine Frau ist ebenfalls Künstlerin, sie malt und entwirft Schmuck. Auch sie hängt ihre Bilder nicht bei uns auf. Wenn unsere Kinder an Kunst denken, sollen ihnen nicht Mutter und Vater einfallen, sondern Künstler wie Dalí, Picabia, Magritte, Courbet, Bernini oder Praxiteles. Ich will ihnen das Gefühl ersparen, auf ihnen laste der Druck berühmter Künstlereltern. Sie sollen die Freiheit haben, ihren eigenen Ort in der Kunst zu finden.

Was sehen Sie zuerst, wenn Sie morgens in Ihrem Schlafzimmer aufwachen?

Gegenüber vom Bett hängt Picassos «Der Kuss» aus dem Jahr 1969. Rechts und links davon sehe ich zwei Akte von Manet sowie Gemälde von Poussin und Fragonard. ○



Die Bibel

Auch für Atheisten

Von Peter Ruch

Die Bibellektüre ist nicht bloss für religiöse Menschen geeignet. Auch Atheisten können sich ihr widmen. Die Bibel erzählt zwar die Geschichte Gottes mit den Menschen. Aber indem die Bibel diese erzählt, ist sie Literatur und somit Kultur. So wie unzählige Leute, die keinen Gottesdienst besuchen, Kathedralen von aussen und innen betrachten oder den Kantaten von Telemann, Bach oder Mendelssohn lauschen, die eigentlich für den Gottesdienst verfasst worden sind, so sollten sie auch in der Bibel lesen. Die Bibel ist kein Buch, sondern eine Bibliothek. Die zeitliche Herkunft ihrer ältesten und jüngsten Schriften differiert um rund tausend Jahre. An Widersprüchen fehlt es nicht, und die Vielfalt ist so reich wie die Erfahrung mit Gott.

Ein gescheiter Mann wie Martin Walser, der sich in keiner Weise für den christlichen Glauben einspannen lässt, hat vor wenigen Jahren in einem Büchlein zum Thema Rechtfertigung festgehalten, Religion sei keine blosses Vergangenes. Wer sich darüber erhaben fühle, wisse vielleicht nicht, was er verloren habe.

Wo könnten Atheisten mit der Bibellektüre beginnen? Ich schlage vor, bei den Sprüchen Salomos. Nicht unbedingt beim ersten, besser beim elften Kapitel. Dieses Buch ist eine Sammlung israelitischer Weisheit. Dass auch andere Weisheiten darin aufgenommen wurden, ist längst unbestritten. Es gibt sogar wörtliche Übereinstimmungen mit ägyptischen Weisheitssprüchen. Auch sumerische Quellen bieten einige Parallelen. Das Buch der Sprüche stellt teilweise ältere Erfahrungen in einen Zusammenhang mit Gott. Es vermittelt Einsichten und Regeln, die ein gutes Leben ermöglichen. Zum Wohlergehen tragen Gerechtigkeit und Rücksichtnahme bei, während das gegenteilige Verhalten mittel- und langfristig jedem Menschen schadet. Ein Einzelner überblickt nur eine kurze Zeitspanne. Deshalb sind die Erfahrungen der Vorfahren so wertvoll. Zum Beispiel: *Stolz kommt vor dem Sturz und Hochmut vor dem Fall* (16,18). Oder: *Bist du mutlos am Tag der Not, wird deine Kraft versagen* (24,10).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Volkstribun der Intellektuellen

Peter von Matt, 80, ist der bedeutendste Germanist der Schweiz mit grossem internationalem Renommee. Wie konnte er diese Position erringen? Was zeichnet den Mann aus, der die Beschäftigung mit Literatur zu einem geradezu erotischen Ereignis machte? *Eine Würdigung seines ehemaligen Studenten Philipp Gut*

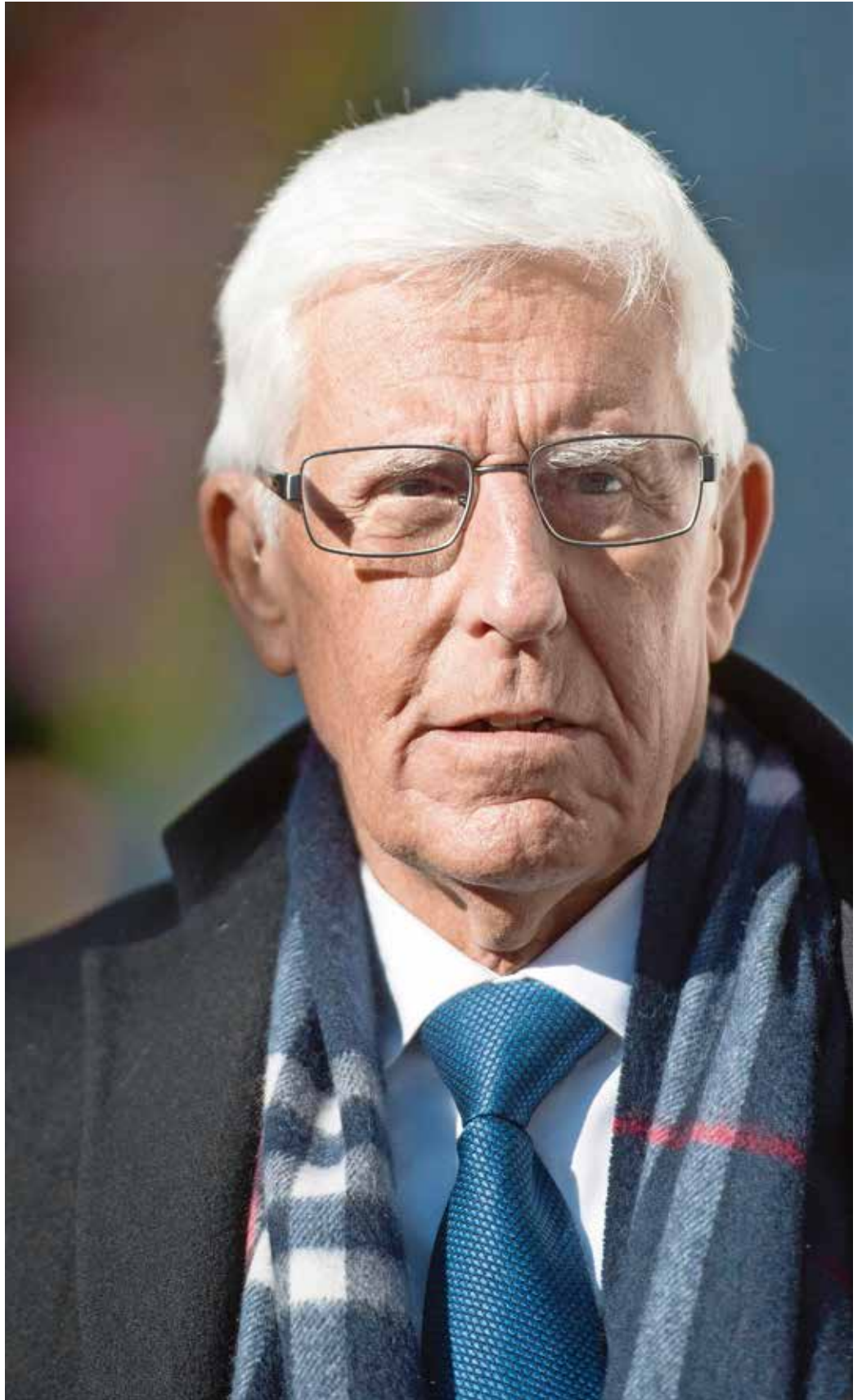
Es ist die originellste Definition des Studiums, die ich kenne: «Man muss so lange studieren, bis man seine Professoren durchschaut hat.» Ich glaube, ich habe das Bonmot von meinem Geschichtsprofessor Urs Bitterli – es könnte aber auch vom Germanisten Peter von Matt stammen, bei dem ich als fremdgehender Historiker über «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur» promovierte. Von Matt hat es als Emil-Staiger-Schüler zu ähnlichem Ruhm gebracht wie sein in den Nachkriegsjahren insbesondere auch in Deutschland umschwärmter akademischer Zürcher Lehrer.

Wie hat von Matt das geschafft? Er begann eher konventionell, theoretisierend, mit Jargon und psychoanalytischer Schlagseite. Aus diesem akademischen Gestrüpp musste er sich erst freistrampeln, um zum wissenschaftlichen Schriftsteller zu werden, der er heute ist: gelesen von vielen, weit über die Akademie hinaus.

Das breite Interesse an seinem Werk spiegelt die Breite und Vielfalt seiner literarischen Zugangsweisen: Peter von Matt hat uns demonstriert, dass literarische Texte mehr sind als Literatur. Neben der detailgenauen Lektüre, dem durchaus auch mühsamen philologischen Ringen um Sinn und Form, ging es immer auch um Psychologie, um Anthropologie, um Geschichte, um Politik. Mit anderen Worten: Von Matt geht aufs Ganze, seine literaturwissenschaftlichen Exegesen zielen auf den Menschen, den liebenden, den hassenden, den leidenden, den triumphierenden, den intriganten, den Menschen als Charakterlump und Götterliebhaber, als Vernunftwesen und Triebtäter. Wer – wie er – ein Buch über den «Liebesverrat» in der Literatur schreibt, sprengt die Mauern der Universität von innen. Man spürte: Was hier verhandelt wird, das geht mich an, auch wenn es 200 Jahre zurückliegt und weiter nichts ist als eine Gedichtstrophe.

Der König als Komplize

Hinzu kamen ein paar Tricks. Peter von Matt ist auch schlau, ein tänzelnder Fuchs, der seine machiavellistischen Talente mit einem etwas kapriziösen Auftreten tarnt. Seine Vorlesungen waren auch darum so eingängig, weil er zu Beginn jeder Lektion die Kernaussagen der vorangegangenen Stunden wiederholte. Von-Matt-Vorlesungen verliefen also nicht linear, sondern spiralförmig: Sie schraubten sich in ständiger Repetition nach oben. Während andere Professoren eine wahre Material-



Hochansteckende Leidenschaft: Peter von Matt.

und Datenschlacht entfesselten, in der die mitschreibenden Studenten mit entzündeten Handgelenken und rauchenden Köpfen heillos überfordert untergingen, oder während wieder andere planlos bis jovial vor sich hin plauderten, erweckte von Matts Methode bei seinen Zuhörern das dankbare Gefühl, das Wesentliche begriffen und auch gleich für immer gespeichert zu haben.

Dabei verstand sich der Grau-, inzwischen Weisshaarige, leicht schief an das Rednerpult gelehnt, auf das anatomische Kunststück, vom Katheder herab gleichsam von unten auf das ihm ergebene Publikum zu blicken. Der König machte sich zum Komplizen seines Gefolges, er herrschte subtil und im Verborgenen.

Von Matt warf ein feinmaschiges, kaum sichtbares Beziehungsnetz aus – über alle Bereiche und Stellen, die ihm selber wichtig waren. Es gab keine Redaktion, wo nicht ehemalige Schüler von ihm sassen. Oft genügte ein Wort: Ein «Gruss» des Professors an den Redaktionsleiter, und die Karriere konnte starten. Handkehrum war er sich nicht zu schade, bei seinen schreibenden Schülern bei Bedarf auf Vorrat subtil zu intervenieren, wenn es darum ging, mögliche Artikel, die er gleichsam wachsen hörte, in die gewünschte Richtung zu lenken. Seinen Perfektionismus, den er als Germanist an den Tag legte, dehnte er spielerisch auch auf die Arbeit am eigenen Mythos aus.

Brillante Spottmetaphern

Von Matt, 1937 in Luzern geboren, stammt aus dem Nidwaldner Hauptort Stans, seine Familie betrieb eine Papeterie und verkaufte auch Bücher. Als er in Zürich lehrte, kaufte von Matt ein Haus in Dübendorf. Nun das Verblüffende: Der Philologieprofessor sprach nicht einfach einen bestimmten Dialekt, er sprach mehrere Dialekte, zwischen denen er mühelos und wie auf Knopfdruck switchte: Er konnte wie ein waschechter Nidwaldner parlieren, klingen wie ein Luzerner, aber auch *schnurre* wie ein in der Wolle gefärbter Zürcher. Je nach Gegenüber, Umgebung, beabsichtigter Wirkung.

Diese Wendigkeit, diese chamäleonartige Anpassungsfähigkeit betrifft nicht nur die Form, sondern manchmal auch den Inhalt. Von Matt redet unterschiedlich vom Gleichen, etwa über Wesen und Wirkung von Mythen. Er achtet peinlich genau darauf, vor welchem Publikum er spricht, welchen Hallraum seine Äusserungen haben könnten. Er löckt ein bisschen gegen den Stachel, weicht ein paar Zentimeter vom Mainstream ab, alles andere wäre langweilig. Doch nie ginge er so weit, sein Publikum vor den Kopf zu stossen, nie würde er etwas sagen oder schreiben, was ihn unbeliebt macht in seinem Milieu. Er ist, wie jeder gute Unternehmer, ein Meister der intellektuellen Kundenpflege.

Daher vielleicht auch seine untypisch direkte Art, von der SVP und Christoph Blocher zu reden. Wirkte hier allenfalls der «Narzissmus der

kleinen Differenzen», von dem auch der Professor in seinen Vorlesungen gern sprach? Von Matt avancierte vor übervollen Hörsälen zum tonangebenden Deuter der Schweiz, während sich draussen ein anderer anschickte, die Turn- und Mehrzweck-Hallen mit seinen Interpretationen zu füllen. Könnte es sein, dass aus Peter von Matt eine gewisse Rivalität gesprochen hat, wenn ihn die SVP und ihr Patron zu brillanten Spottmetaphern inspirierten? Der Volkstribun der Intellektuellen macht sich lustig über den

Er achtet peinlich darauf, welchen Hallraum seine Äusserungen haben könnten.

Volkstribun der Politik. Und zwar mit Vorliebe auf jenem Gebiet, in dem er die Lufthoheit beansprucht: dem öffentlichen Auftritt, der Rhetorik, dem akademischen oder eben auch politischen Hochamt.

Die offene Feldschlacht zählt nicht zu von Matts bevorzugtem Kampfterrain. In einem Seminar lieferte einmal eine Kommilitonin abstruse Thesen ab, begleitet von einem noch abstruseren Vortrag. Wir Studenten schauten uns alle an, dann der Blick nach vorn zum Professor. Von Matt sagte kein Wort, seine Sphinx-Miene verriet keine Regung. Einer meldete sich und brachte Kritik am Vortrag vor. Professor von Matt lächelte sich hinter seinem Sitzpult ins Fäustchen, offensichtlich erfreut darüber, dass jemand aussprach, was er selbst nicht aussprechen wollte.

Nichts Menschliches ist ihm fremd

Oder Marcel Reich-Ranicki. Von Matt verdankt dem verstorbenen Grossmeister der deutschen Literaturkritik vieles, dieser verschaffte ihm einen Stammplatz im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen*, sie gaben gemeinsam einen Gesprächsband heraus, Ranicki adelte den Germanisten zum «besten Schriftsteller der Schweiz». Von Matt seinerseits revanchierte sich mit Lobreden.

Als er dann aber einmal in einem Seminar vor süffisanten Ranicki-kritischen Studenten stand, liess auch er plötzlich die eine oder andere maliziose Bemerkung fallen. Ganz offensichtlich fiel es ihm schwer, wie einem Entertainer auf der Bühne, etwas Anderes zu sagen als das, was er glaubte, wolle sein Publikum hören.

Vielleicht berichtet dieser faszinierende Philologe, dessen Klugheit und Leidenschaft hochansteckend wirken, ja auch deshalb so tiefgründig und treffend über Intrigen, Verrat und Seelenverfinsterung in der Welt der Literatur, weil ihm, mit Goethe zu reden, nichts Menschliches fremd ist.

Von keinem akademischen Lehrer jedenfalls habe ich mehr über die Literatur und das Leben gelernt als von Peter von Matt.

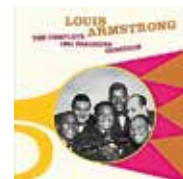
Jazz

Die Mitte der Geschichte

Von Peter Rüedi

Was ist moderner, was «traditioneller» Jazz, in Zeiten, da der meiste Free Jazz aus den Sechzigern/Siebzigern sich anhört wie ein Echo aus der Welt von gestern? Don Ellis, einer der avanciertesten Trompeter aus jenen Zeiten, nannte einmal den New-Orleans-Veteranen Henry «Red» Allen «the most far out trumpet player in town». Tatsächlich ist auch Louis Armstrong, Allens Ausgangspunkt und Vorbild, noch heute, trotz allen populären kommerziellen Ausrutschern seiner späten Jahre, ein Epizentrum des Jazz insgesamt geblieben. Was er nach der Auflösung seiner Big Band in den vierziger Jahren mit seiner All-Stars-Combo spielte, mag Retro-Musik gewesen sein, garniert zuweilen mit etwas Bühnenklamauk; aber es war auch, meilenweit entfernt vom zickigen Geschrammel zahlreicher weisser Vertreter des sogenannten Dixieland Revivals, eine Rückkehr Armstrongs zu eigenen früheren Positionen, und damit authentische Musik. Ebenso in seinem Gesang. Sein Trompetenspiel wurde nach 1947 geradliniger, dadurch eher noch expressiver als in zurückliegenden Swing-Zeiten. Unvergesslich ist mir, wie mich der grosse Max Roach, ein moderner, aber der Geschichte der schwarzen Musik sich sehr bewusster Drummer, einmal geradezu verzückt auf Armstrongs Portato-Stil hinwies: «Diese Viertelnoten, Mann, hör dir diese Viertelnoten an!»

So ist die Reedition einer der letzten Aufnahmen der All Stars, als die Besetzung den Namen noch verdiente, eine grossartige Gelegenheit, die Zeitlosigkeit dieser Musik zu erfahren: mit Earl «Fatha» Hines am Piano, der Armstrongs Diktion auf das Klavier übertrug, mit Jack Teagarden an der unnachahmlich vokal Posaune, Barney Bigard an der blühend-ausgelassenen Klarinette, Arvell Shaw am Bass und dem Swinger Cozy Cole am Schlagzeug. Das Repertoire besteht aus dem, was Kostverächter «alte Hüte» nennen. Aber welche Power, welch unfraglicher Glanz! Die zweite CD dieser «Pasadena Concerts», ganz am Ende des gleichen Jahres 1951 aufgenommen, bringt die Band mit veränderter Rhythmusgruppe und damit in verändertem Aggregatzustand. Mit hörbar weniger Feuer im Rücken.



Louis Armstrong: The Complete 1951 Pasadena Concerts. 2 CDs. Essential Jazz Classics EJC 55717

Der tanzende Zwerg, der rückwärts spricht

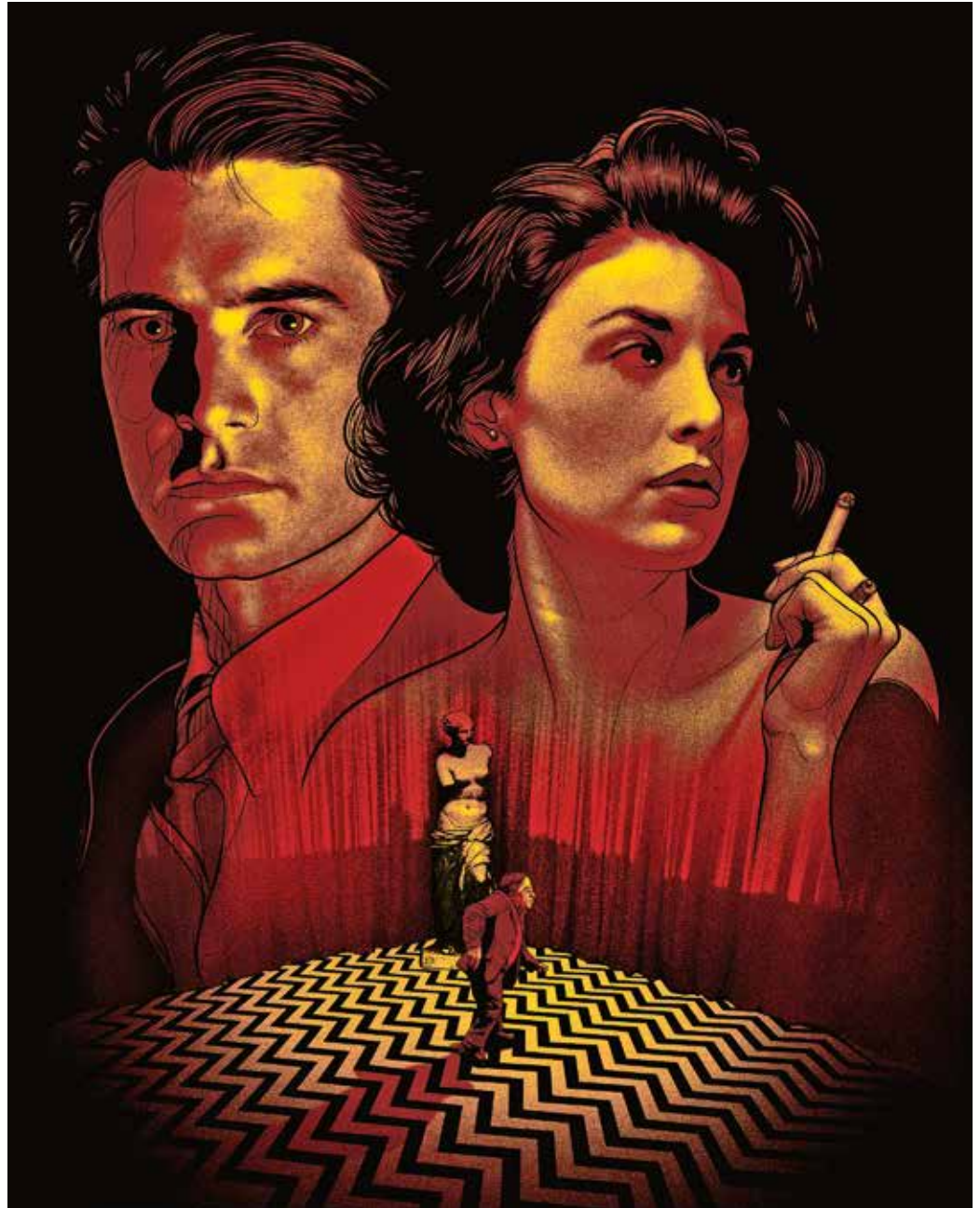
«Twin Peaks» aus den frühen neunziger Jahren war ein kühner Vorreiter der herrschenden Qualitätsserienkultur. Nach 25 Jahren startet am 22. Mai eine dritte Staffel. Von den Fans fieberhaft ersehnt. *Von Wolfram Knorr*

In dunkler Vorzeit, bevor das televisionäre Universum von «The Sopranos», «The Wire», «The Lost» und «24» erstrahlte, bildete sich in der Seriensuspe ein heisser Himmelskörper, für die damalige Zeit schon von enormer Leucht- und Schwerkraft. Es war exakt der 8. April 1990, als er, sozusagen als heisser Atem des Sterns ABC, ins TV-All gepustet wurde: der Serienexote «Twin Peaks». Man muss sich vergegenwärtigen, was in dieser wabernden Vorzeit vor sich hin blubberte, um zu ermessen, wie erstaunlich das Auftauchen von «Twin Peaks» war: «Dallas» und «Der Denver-Clan», «Kojak» und «Sledge Hammer!», «The Golden Girls» und «Alf». Es war eine vorkopernikanische Zeit, in der noch in Studios und möglichst billig gedreht und ordentlich kausal erzählt wurde, da in den Sitcoms anständig Pointe an Pointe wie Perlen auf eine Schnur gereiht wurde und jede Folge zu einem ordentlichen Ende kam.

Das Gefühl latenter Verunsicherung

Bei «Twin Peaks» war die dramaturgische Ordnung futsch, die Routine der Vorzeiterien aus der Fassung geraten. Auf einmal war alles umgekrempelt. Statt eines sauberen Endes nach jeder Episode eine fortlaufende, über die Folgen hinausgreifende Dramaturgie in kinoästhetisch satten Bildern. Das entwickelte eine Schwerkraft, die wie ein Keulenschlag das Gemüt des Zuschauers traf und ihn in Erwartungserregung versetzte. Jede Folge endete mit einem Cliffhanger und packte das Publikum am Schlafittchen. Die Abhängigkeit war eine andere als die Zuneigung zu «Columbo» oder den «Golden Girls». Nicht nur eine Figur oder die Figuren fesselten, sondern einfach alles, von der Story über den Thrill und sinistren Humor bis zum Übersinnlichen. Hatte man bisher eine saubere Trennung zwischen Sitcom, Krimi, Science-Fiction, Horror oder Soap gepflegt, wurde nun erstmals alles gekreuzt. Rundweg neu war das natürlich nicht, Mischformen gab es immer, aber «Twin Peaks» war die erste Serie, der erste kühne Versuch, die uns eingeborene Tendenz zur Einteilung, zur Einfriedung, dreist aus der Façon zu bringen. Allein das schon steigerte, durch das Gefühl latenter Verunsicherung, das Interesse.

Die Erfinder David Lynch, 71, und Mark Frost, 63, waren sich dessen bewusst, vor allem Lynch mit seinem ausgeprägten Hang zum Makabren und Surrealen. In seinen Kinofilmen wie «Blue Velvet» (1986) lebte er das



Konglomerat wilder Verschwörungen: «Twin Peaks».

hemmungslos und provokativ aus. Seine Werke sind verquere Nachtfahrten durch den amerikanischen (Alb-)Traum, durchlitten in der Provinz, in properen Kleinstadtidyllen, die sich als tückisch entpuppen; in ihnen lauert das Grauen. Sein Kompagnon Frost, Produzent und Autor, schrieb für Serien wie «Hill Street Blues». 1988, als die kopernikanische Wende der Serienkultur noch fern war, legten sie dem Fernseh-Network ABC das Exposé einer Serie vor, die die Wende näherrücken liess. Der TV-Idee gingen einige gemeinsame

Spielfilmprojekte voraus, die gescheitert waren. Jetzt hatten sie Glück; der Sender war angetan und gab dem Projekt, das ursprünglich «Northwest Passage» hiess, grünes Licht.

Es ging darin um ein Provinzkaff mit netten Hinterwäldlern, deren soziale Beziehungen und Charaktere Lynch und Frost penibel ausgetüfelt hatten. Ein Norman-Rockwell-Genrebild schnurrenden Glücks, das von einem Mordfall heimgesucht wird und Schauerliches auslöst, bis zu Geistererscheinungen. Das Städtchen wurde Twin Peaks genannt, das der

Serie dann den Titel gab. Mordopfer ist Laura Palmer, die, in mehrere Schichten Plastik gewickelt, an einem nebligen Herbsttag als Wasserleiche gefunden wird.

Geliebtes Diktiergerät

Ein Mord als Ermittlungsaufakt in einer überschaubaren Population ist noch nicht ungewöhnlich. Auch gewisse Enthüllungen sind es noch nicht. Etwa, dass Laura die Highschool-Queen war, aschblond, beliebt. Mit dem Auftritt des FBI-Agenten Dale Cooper, der in den Ort geschickt wird, weil die verängstigte Stadt irgendwo einen Serienmörder vermutet, zerfällt der konventionelle Krimi-Rahmen. Cooper, vom schmallippigen Kyle MacLachlan gespielt, als bewege er sich in einem Herbarium, ist ein kurioser Pedant mit einer saubergeputzten Klarheit im Kopf. Sein geliebtes Diktiergerät trägt entscheidend dazu bei. Kurz vor Twin Peaks diktiert er gewissenhaft in sein Bandgerät: «Sieben Kilometer südlich von Kanada, fünfzehn Kilometer westlich der Staatsgrenze. Ich habe noch nie so viele Bäume auf einmal gesehen.» Er ist besessen von Kirschkuchen und Kaffee und spricht in Rätseln. «Wissen Sie, warum ich schnitze?», fragt er Sheriff Harry S. Truman. «Schnitzen passt gut zu einer Stadt, wo die Leute vor einer gelben Ampel nicht noch schneller fahren, sondern stehen bleiben.» Bald tanzen alle aus der Reihe, und das Glück schnurrt nicht mehr, sondern wird gegen den Strich gebürstet. Die beliebte Laura war ein abgebrühtes Luder, das Sadomaso-Sex und Drogen liebte, und alle anderen sind diabolische oder herzensrohe Neurotiker. Cooper braucht natürlich mehrere Folgen, um diesen Gemütsumpf zu erkennen, in dem er langsam versackt und der zu Fieberträumen mit einem tanzenden Zwerg, der rückwärts spricht, führt.

Manchmal wacht er auf und glaubt, das Rätsel im Schlaf gelöst zu haben. Aber vielleicht ist das, was er durchmacht, gar keine Wirklichkeit, sondern alles nur ein Traum voll magischer Deformationen. Ein *deputy* bricht beim Anblick einer Leiche in Tränen aus. Der Sheriff ist mit einer halbchinesischen Sägewerksbesitzerin liiert. Fische finden sich in Kaffeetassen. Berge von Donuts im Büro des Sheriffs. Nor-



Kurioser Pedant: FBI-Agent Dale Cooper.

mal ist hier nichts, nicht mal die Ampel. Lynch und Frost vermischten nicht nur die Genres Krimi, Mystery, Soap und Sitcom, sondern nahmen sich auch das Herzstück aller Soaps zur Brust: die Familie. Sie zerlegten sie, wie der Pathologe eine Leiche, in ihre Einzelteile und präsentierten die Innereien auch noch peinigend langsam. Bald begann die Fangemeinde, die immer grösser wurde, mehr darüber zu rätseln als über Lauras Mörder. Der rückte von Folge zu Folge in immer weitere Ferne, je verrätselnder die Folgen wurden. «Twin Peaks» ähnelte sukzessive – schliesslich ist David Lynch auch Maler – einem Norman-Rockwell-Gemälde, das mit Hieronymus-Bosch-Szenen vermischt wird und zu einem Francis-Bacon-Bild gerinnt.

Die Kritiker, die Lynch und Frost surrealen Mist mit schwurbeligen Symbolspielereien vorwarfen, konnten den Hype nicht bremsen. Die Serie wurde Kult, und sogar Laura als schöne Wasserleiche wurde zu einer der 25 interessantesten Persönlichkeiten gewählt. Es entstand eine regelrechte «Twin Peaks»-Industrie mit Kuchen und Agent-Cooper-Look. Doch mit der zweiten Staffel sanken die Quoten, ABC zwang die Macher zur Auflösung des Mordes und verbannte den Sendeplatz auf den Sonntag, und ein nachgeschobener Kinofilm wurde zum totalen Flop. Zunehmend wurde darüber genölt, dass sogar Ausserirdische in Twin Peaks landeten. War die Serie doch nur der spinnerte Traum der ewig pubertierenden Lynch und Frost? In der letzten Folge lassen diese Cooper den Geist von Laura erscheinen, der ihm – unfassbar – prophezeit: «In 25 Jahren werde ich Sie wiedersehen.» War das eine Trotzreaktion von Lynch und Frost gegenüber ABC, oder machte sich in ihnen der heilige Spekulator bemerkbar?

Der verdammt gute Kirschkuchen

Jedenfalls wetterleuchtete es schon vor Jahren, dass «Twin Peaks» wiederkommen werde. Im allgemeinen Trend, alte Serien wieder aufzugreifen, macht das Sinn. Und tatsächlich wurde eine dritte Staffel produziert, deren Stapellauf nun am 22. Mai ist und die Fans in Aufregung versetzt. Vorher werden wenig-

tens zwei Folgen an den Filmfestspielen Cannes präsentiert. Und wieder ist, neben Lynch und Frost, der Grossteil der alten Besetzung mit dabei, natürlich Kyle MacLachlan und Sheryl Lee, die Laura Palmer verkörperte.

Als flankierende Massnahme hat Mark Frost das Buch «Die geheime Geschichte von Twin Peaks» schon im Vorfeld auf den Markt gebracht. Wer sich nun erhofft, darin etwas über die Handlung der neuen Staffel zu erfahren, wird enttäuscht. Es ist das Dossier einer FBI-Agentin, ein Konglomerat wilder Verschwörungen, fiktiver wie realer. Wenn nur ein Hauch davon die neue Staffel streifen sollte, dann dürfte es reichlich übersinnlich zugehen. Egal, Hauptsache, das «Double-R Diner» bleibt und Cooper wird den verdammt guten Kirschkuchen wieder verzehren.

Knorrs Liste

1	Get Out Regie: Jordan Peele	★★★★★
2	Denial Regie: Mick Jackson	★★★★★
3	20th Century Women Regie: Mike Mills	★★★★☆
4	Guardians of the Galaxy Regie: James Gunn	★★★★☆
5	Beauty and the Beast Regie: Bill Condon	★★★★☆
6	Die göttliche Ordnung Regie: Petra Volpe	★★★★☆
7	The Other Side of Hope Regie: Aki Kaurismäki	★★★★☆
8	Alien: Covenant Regie: Ridley Scott	★★★★☆
9	Fast & Furious 8 Regie: F. Gary Gray	★★★★☆
10	King Arthur: Legend of the ... Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆



Hang zum Makabren: Regisseur David Lynch.

Deutschlands Madonna aus Sibirien

Mit ihrem neuen Album «Helene Fischer» legt die Sängerin erneut einen Rekordstart in den Charts hin. Hinter ihrem Riesenerfolg steckt ein ausgeklügelter Masterplan.

Von *Claudia Schumacher*

Das Unternehmen Helene Fischer begann 1986 in der sibirischen Stadt Krasnojarsk, als ein zweijähriges Mädchen namens Jelena Petrowna Fischer russische Volkslieder sang. Ihre Eltern, eine Ingenieurin und ein Sportlehrer, nahmen den berührenden Moment auf Tonband auf. Die wolgadeutsche Familie lebte im unwirtlichen Sibirien in bescheidenen Verhältnissen und ergriff nach der Öffnung des Ostblocks 1988 die Chance, nach Deutschland auszusiedeln. Aus der vierjährigen Jelena wurde Helen – das «e» am Ende des Vornamens kam erst später aus Vermarktungsgründen hinzu.

Heute erwirtschaften die Geschäfte rund um die Sängerin einen geschätzten Jahresumsatz von 10 Millionen Euro; das Privatvermögen der Wolgadeutschen wird auf 35 Millionen Euro geschätzt. Als Marke ist der Name «Helene Fischer» mittlerweile beim deutschen Patentamt registriert. Die langgliedrige Frau, die gross wie ein Model wirkt und doch nur 1,58 Meter klein ist, hat einen Weg zurückgelegt, der einen die Augen reiben lässt. Sie ist der Superstar des deutschsprachigen Raums. Ihre Musikpreise sind so zahlreich, dass sie diese nach eigenen Angaben nicht mehr alle zu Hause aufstellen kann. Fünf bis sechs Millionen Menschen schalten seit 2011 jährlich «Die Helene-Fischer-Show» an Weihnachten ein. Das gerade erschienene Album mit dem schlichten Titel «Helene Fischer» schnellte in den deutschen Charts von null auf Platz eins: der erfolgreichste Albumstart seit fünfzehn Jahren.

Helene Fischer hat vor Jahren den Schlager im Alleingang von seinem altmodischen Image befreit. Selbst jeder Hipster kann mitsingen bei Fischers grösstem Hit, «Atemlos» – Ironie hin oder her. «Ich überlege mir schon, meine Frau wegen ihr zu verlassen», sagte sogar Popgrösse Robbie Williams einmal über die zierliche Blonde. Womit er nicht allein ist. Gefragt nach der Frau, mit der sie ihre Partnerin am liebsten betrügen würden, nannten die deutschen Männer mehrheitlich den Namen der Schlagerkönigin.

Anfang mit Tränen

Helene Fischer ist blond, eisern schlank, kühl – und doch herzlich. Die Claudia Schiffer des Schlagers. Das neue Album ist noch poppiger und elektronischer als das letzte. Die Entwicklung vom Schlager zum Pop war von Beginn an vorgezeichnet. Bevor Fischer ein Star wurde, absolvierte sie eine Ausbildung als Musical-

Darstellerin in Frankfurt und spielte kleine Rollen an verschiedenen Theatern im Umkreis. Ihre Mutter, welche nach anfänglicher Besorgnis den Wunsch der Tochter nach einer Gesangskarriere teilte, schickte ein Demoband mit einem Cover von Jennifer Rushs «The Power of Love» an verschiedene Adressen – ohne Erfolg. Als sie aber im Fernsehen die Schlagersängerin Kristina Bach sah und erfuhr, dass diese bereits Schlagersängerin Michelle entdeckt haben sollte, nahm die Mutter noch einen Anlauf. Und tatsächlich leitete Bach die Aufnahme an den Hamburger Künstlermanager Uwe Kanthak weiter. Der war angetan von Fischers Stimme, kümmerte sich aber nicht weiter darum. Mutter Fischer liess nicht locker, rief regelmässig bei Kanthak an. Schliesslich kam es zum Treffen zwischen der damals zwanzigjährigen Helen und dem Manager. Er will es mit ihr wagen – allerdings unter der Bedingung, dass sie Schlager singt.

Über das, was daraufhin geschah, kursieren verschiedene Geschichten. Gemäss dem Fischer-Biografen Conrad Lerchenfeldt habe sie auf das Stichwort «Schlager» hin zu weinen begonnen. Sie hatte sich vorgestellt, Popstar zu werden, und dieser Mann wollte aus ihr eine Schlagersängerin machen. «Sie war noch so jung, ihr komplettes Leben lag vor ihr – und

«Bei Helene sieht es sogar sexy aus, wenn sie beim Catering Kartoffelgratin schöpft.»

doch sollte sie eine Rolle übernehmen, die sie nie zuvor für möglich gehalten hätte», heisst es in der nicht autorisierten Biografie Lerchenfeldts.

Etwas nüchterner beschreibt Fischer jenes Treffen, das den Startpunkt zu ihrer Karriere markierte. Sie habe sich gefragt: «Warum nicht?» Dann habe sie es einfach probiert mit dieser Musikrichtung, die ursprünglich aber – zugegeben – nicht die ihre war. Fischer liebte Popmusik, hatte einen Hang zu Balladen à la Céline Dion. Rückblickend ist es womöglich gerade das, was zum durchbrechenden Erfolg beitrug: Sie war nicht in der Schlagermusik aufgewachsen. Als Quereinsteigerin, ausgestattet mit den performerischen Fertigkeiten einer Musical-Darstellerin, brachte sie genügend Distanz sowie das Zeug mit, die verstaubte Musikrichtung zu modernisieren.

Die Demarkationslinie, welche das Mädchen Helen Fischer von der heutigen Chefin

der «Helene Fischer»-Marke trennt, liegt im Jahr 2005. In der TV-Sendung «Das Hochzeitsfest der Volksmusik» sang sie an der Seite von Florian Silbereisen – mit dem sie seit 2008 auch liiert ist – ein Medley ungarischer Volkslieder. Es war der Durchbruch. Das erste Album, «Von hier bis unendlich», erschien im Jahr darauf.

Unternehmerische Selbstdisziplin

Der Erfolg des Helene-Fischer-Unternehmens hat also mit Glück, der Liebe ihrer Mutter und dem Verstand eines erfahrenen Managements zu tun – vor allem aber wohl mit den unternehmerischen Fähigkeiten der Sängerin selbst. Neben der zentralen Kapitalpflege – Stimmtraining, Krafttraining, Tanzen, Diät, extensive Schönheitsroutine – sucht sie ihre Tänzer mit aus, feilt an den Texten (die allerdings sämtlich von Autoren stammen) und besteht darauf, von ihren Pressebildern bis zu den Tourdaten bei jeder mittelgrossen Entscheidung in Rücksprache mit ihrem Manager Uwe Kanthak das letzte Wort zu haben.

Dennoch ist Helene Fischer natürlich eine Marke geworden, die so erfolgreich ist, dass über deren Weiterentwicklung regelmässig Gremien tagen. In letzter Zeit angeblich häufiger, denn Fischers Weg in den Pop wird langsam gefährlich. Nachdem Kanthak die Inszenierung Fischers als Diva lange unterstützt hat, heisst es heute in Kennerkreisen, er wolle den Prozess entschleunigen. Die Schlagerfans sollen nicht verschreckt werden. Würde Fischer zu weit in den Pop gehen und womöglich damit scheitern, wären nicht nur die Fans weg, sondern auch ihre Glaubwürdigkeit wäre gebrochen – selbst eine grosse Karriere kann in der Musikbranche schnell enden.

Bei Fischers Plattenfirma Universal hingegen soll es nach wie vor das Ziel sein, dass aus Fischer ein weltweit bekannter Popstar wird. Ein Reibungsfeld, in dem das neue Album fast vier Jahre brauchte, um fertig zu werden. Von einzelnen Liedern soll es bis zu 900 verschiedene Versionen gegeben haben. So akribisch wurde daran gearbeitet, eine allseits erträgliche Mischung aus Schlager und Pop zu finden.

Auch wenn viele Männer mitreden, wenn es um Fischer geht, behauptet keiner, sie «gemacht» zu haben – dafür ist ihr eigener Einfluss wohl zu gross. Produziert werden Fischers Hits von Jean Frankfurter, Deutschlands wichtigstem Schlagerproduzenten. Er nennt Fischer voller Respekt den «Glücksfall» seiner



Herzbeben: Popstar Fischer.

«Ich konkurriere nicht mit ihr»

Helene Fischer ebnete ihr den Weg, auf dem neuen Album singen sie zusammen: der Schweizer Schlagerstar Beatrice Egli über eine besondere Kollegin. *Von Claudia Schumacher*

Sie hatten Ihren Durchbruch 2013 bei «Deutschland sucht den Superstar» (DSDS) mit Helene-Fischer-Liedern. Wie ist Ihre Beziehung zu ihr heute?

Ich durfte Sie damals in der Sendung kennenlernen und später bei ihrer Show dabei sein. In den letzten Jahren gab es viele Begegnungen. Ich habe sie als sehr herzliche, offene und kreative Frau kennengelernt. Sie ist menschlich ebenso ein Phänomen wie musikalisch. Dass sie bei ihrem Erfolg so auf dem Boden bleibt, beeindruckt mich am meisten.

2005 kam Fischer ins Fernsehen – wann wurden Sie auf sie aufmerksam?

Als ich begann, meinen Traum von einer Schlagerkarriere zu verwirklichen und mit vierzehn Gesangsunterricht nahm, gab es Helene Fischer noch nicht. Damals hiessen meine Heldinnen Vicky Leandros und Michelle. Helene Fischer habe ich 2007 für mich entdeckt, als ihr zweites Album «So nah wie du» erschien. Sie fiel mir auf, als ich in der Disco tanzte und ein Remix von ihr lief.

Heute sind Sie ebenfalls bei Universal unter Vertrag. Wurden Sie vom Fan zur Konkurrentin?

Helene war die Erste, die antrat, den Schlager zu modernisieren. Als ich die Charts eroberte, war sie längst sehr erfolgreich. Ich denke, sie nimmt mich positiv wahr, als Verstärkung. Schliesslich geben wir beide dem Schlager ein junges Gesicht und repräsentieren zeitgemässe Musik. Ich konkurriere nicht mit ihr, sondern bin dankbar für den grossartigen Einfluss, den sie auf den Schlager ausgeübt hat – und von dem wir alle profitieren. Heute arbeiten wir gemeinsam am Erfolg des Schlagers und pflegen einen freundschaftlichen Umgang. Letztlich hat der Schlager so viele Facetten, dass genug Platz für viele bleibt.

2013 performten Sie mit Fischer «Die Hölle morgen früh» im Swing-Jazz-Mambo-Style; die gemeinsame Version

ist nun auf einer Bonus-CD zu Fischers Album. Wie lief die Zusammenarbeit?

Sehr einfach – sie kam mit konkreten Vorstellungen, und dann haben wir uns darüber ausgetauscht. Die Aufnahme entstand sehr leicht und musikalisch: Jede sang den Teil, der ihr am meisten lag.

Was halten Sie von Fischers Offenheit für andere Musikstile?

Sie ist eine vielseitige Entertainerin, das macht sie so aufregend. Und für mich bleibt es spannend, zu verfolgen, was sie als Nächstes anpackt. Obwohl sie in den zwölf Jahren, die sie nun in der Öffentlichkeit steht, zu einer beeindruckenden Frau gereift ist, hat sie sich mit ihrer



«Leicht und musikalisch»: Egli (l.), Fischer.

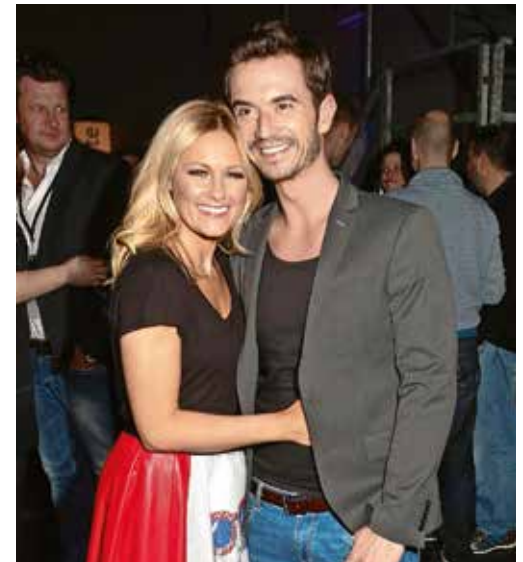
spielerischen Experimentierfreude das Kindliche bewahrt.

Was halten Sie von Fischers zunehmender Entwicklung in Richtung Pop?

Sie ist eben nicht nur im Schlager zu Hause, der Pop war immer auch eine Leidenschaft von ihr. Ich kann mir vorstellen, dass sie den internationalen Durchbruch schaffen kann. Sie singt toll auf Englisch. Dass ihre Karriere im Schlager begann, wird aber immer Teil von ihr bleiben.

Sie sind die einzige DSDS-Gewinnerin, die ihren Erfolg halten konnte. Ist Schlager weniger schnelllebig als Pop?

Schlager spricht ganze Familien an, er funktioniert generationenübergreifend. Vielleicht macht ihn das zeitlos. Und Schlagerfans sind sehr treu!



Ungarische Volkslieder: Fischer, Silbereisen.

Karriere. Spricht man mit Menschen, die mit Fischer zusammengearbeitet haben, redet sie keiner klein, und niemand verliert ein schlechtes Wort. Fischers Führungsstil wird zwar als perfektionistisch, aber auch als diplomatisch und freundlich bezeichnet. Ehemalige Mitarbeiter, die auspacken, sie sei cholerisch oder auf andere Weise nicht die, welche sie vorgebe zu sein? Fehlanzeige. Ob es an Fischers Macht oder ihrer tatsächlichen Authentizität liegt: Am Bild der Traumfrau halten alle fest.

Schlagerkollegin Melanie Oesch kennt Fischer seit 2007. Nachdem die zwei bei Veranstaltungen backstage immer wieder geplaudert hatten – etwa über das Suchtpotenzial von Schweizer Schokolade –, kam es im letzten Jahr an Weihnachten zum gemeinsamen Auftritt: Sie performten «Atemlos» mit Alphornbläsern und Oechs Jodelgesang. «Ihre herzliche Art berührte mich einmal mehr sehr», sagt Oesch rückblickend. «Helene ist in meinen Augen eine Ausnahmekünstlerin, die jeden Teil ihres Erfolges hart erarbeitet und deshalb so sehr verdient hat. Ich bewundere ihren Mut, immer wieder neue Wege zu gehen, und habe grössten Respekt vor ihrem Schaffen auf so vielen Ebenen.»

«Sie interessiert sich für dich»

Auch aus Moderator Roman Kilchsperger, der sie bereits mehrfach anmoderierte, sprudelt die Begeisterung, sobald man ihn auf Fischer anspricht: «Sie verzaubert einen Raum mühelos innert Sekunden», sagt er. Und: «Bei Helene sieht es sogar sexy aus, wenn sie beim Catering in der Schlangesteht und Kartoffelgratin schöpft.» Die Kühle, die ihr mitunter nachgesagt wird, kann Kilchsperger nicht bestätigen. «Dass sie nicht jedem hysterischen Fan ihr Herz ausschüttet, muss man verstehen. Mir begegnet sie als herzliches und normales Mädchen.» Ausserdem «interessiert sie sich sehr für dich». Nachdenklich fügt Kilchsperger an: «Oder sie tut zumindest so. Vielleicht ihre Taktik, das Thema selber zu bestimmen.» Das

meine er aber nicht negativ: «Ich mag ihr ganzes Verhalten sehr.»

Die sanfte Dominanz fällt bei Fischer immer wieder auf. Sie hat sich diese Eigenschaft über die Jahre erarbeitet. Dass sie schnell denkt, über eine aussergewöhnliche Präsenz verfügt und ihr Umfeld stets genau im Blick hat, merkt man in ihren Fernsehinterviews. Sie reiht die Antworten aneinander wie Perlen zu einer Kette: Jedem gefällt's – und niemand wird vor den Kopf gestossen. Im perfekten, sehr bewussten und selbstkontrollierten Auftreten erinnert Fischer an die internationale Königin des Pop, Taylor Swift, die sich ebenfalls nichts zuschulden kommen lässt und stets gerissen und selbstbeherrscht wirkt.

Und alle klatschen mit

«Dass Helene Fischer jemals zusammenbricht wie eine Britney Spears oder Amy Winehouse, halte ich für ausgeschlossen», sagt Patricia Riekkel, Herausgeberin des People-Magazins *Bunte*. Riekkel hat Fischer schon ein paarmal persönlich getroffen. «Sie ist professionell und hat sich absolut unter Kontrolle – ein überaus angenehmer, ebenso herzlicher wie ausgeglichener wirkender Mensch.» Für Riekkel ist ausserdem klar, wie das Gerangel um den Masterplan für die Sängerin ausgeht: «Fischer wird das internationale Parkett betreten. Dass sie auf Englisch wunderbar singen kann, hat sie mehrfach bewiesen. Früher oder später wird sie über den deutschsprachigen Raum hinauswachsen.»

Ob das ihrem Partner, Schlager-Vollblutsänger und Showmaster Florian Silbereisen wohl gefällt? Über seinen Einfluss auf Fischers Arbeit befindet Riekkel jedenfalls: «Es gibt ihn nicht. Beide Karrieren verlaufen eigenständig. Eine Unterstützung findet von beiden Seiten nur im emotionalen Bereich statt.» Tatsächlich kann man den Eindruck gewinnen, dass die Modernisierungsmaschine Fischer sogar eher ihren «Flo» mitgerissen hat: Seit der Schlagerstar mit Fischer zusammen ist, die von Beginn an sehr elegante, sexy Outfits statt Tracht trug, ist auch Silbereisen zunehmend in urbaner Kleidung zu sehen. Und er hat sich die Haare schneiden lassen.

Auf ein Doppelinterview mit dem Power-Paar wartet Riekkel jedoch vergeblich. «Das machen die nicht – mit der Begründung, Privates und Berufliches, so gut es geht, voneinander trennen zu wollen.» Hat Fischer jedoch einen wichtigen Auftritt, steht Silbereisen neben ihr hinter der Bühne und redet ihr gut zu. «Und wir steigen höher zu zweit», singt Fischer in einem der zwei Lieder auf dem neuen Album, die sie Silbereisen gewidmet hat. Es ist fast zu schön, um wahr zu sein: Das Unternehmen Helene Fischer erklimmt tatsächlich immer neue Höhen, und alle klatschen mit – vom Partner über die Konkurrenz bis zu den Fans. Schön im Schlagertakt, ein Klatschen auf eins, und das nächste auf drei – vorerst noch. ○

Musik

Pop im Berufsverkehr

Das neue Album von Helene Fischer ist super gemacht, makellos und professionell. Ich werde mir die Platte trotzdem nicht kaufen.

Von Thomas Wördehoff



«Das volle Programm!»: Sängerin Fischer.

Eine neue CD von Helene Fischer zu beurteilen, ist in etwa so ergiebig wie eine Rezension über das jüngste Facelift des VW Tiguan. Okay, die Rückleuchten sind kantiger geworden, also «dynamischer» – irgendwie eckig sieht das Teil jetzt aus. Na klar, nach dem eher rundlichen Vorgänger muss der Neue aggressiver daherkommen. So etwas läuft unter der Rubrik «Innovation», ist aber eigentlich nichts anderes als die professionelle Routine von smarten Marketingteams, die sich mehr oder weniger erfolgreich darum bemühen, mögliche Verschleisserscheinungen der unter Druck geratenen Entwicklungs- und Designabteilungen mit einem jugendlichen Look zu kaschieren.

Französisches Streugewürz

Helene Fischers neues Album heisst «Helene Fischer». «Dieses Album ist mit das persönlichste, das ich bisher gemacht habe. Es trägt zu einhundert Prozent meine Handschrift», sagt Helene Fischer. Wenn man anfängt, die Kommentare von Helene Fischer zu ihrem Album zu lesen, wird man leicht müde, denn die derzeitigen Bekenntnisse der Schlagerkönigin klingen alle nach «Ich bin viel reifer geworden».

Hören wir also «Herzbeben», einen Song von Stephanie Stumph, einer jungen Schauspielerin, die in ihren Rollen gern pffiffig in die Welt guckt, weil sie sich nichts, aber auch gar nichts bieten lässt. Diese Powerfrau ist auch Moderatorin und hat Helene Fischer einen Klubsong auf und in den Leib geschrieben: «Durch meine Venen fliesst der Bass/hämmert gegen meine Sehnen/Auf das Leben ist Verlass/Es hat noch viel zu geben». Genauso

Rushhour-mässig wummert auch der Beat aus den Boxen – ein bisschen wie Pop im Berufsverkehr. Die Idee zum Sounddesign ist betagt, sie stammt aus den späten neunziger Jahren, von der letzten guten CD der grossen Madonna, «Ray Of Light». Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Das ist super gemacht, makellos und professionell – diese Leute verstehen echt ihr Geschäft, wirklich smarte Könner. Fast in jedem Song ist von Veräusserung die Rede: «Heute wollen wir einfach mal nur das volle Programm! Keine Kompromisse, das volle Programm!» etwa singt sie in einem Party-Stamper, der sich auch prächtig zum täglichen Workout eignet. Oder das Akkordeon, das bei «Adieu» als französisches Streugewürz eingesetzt wurde – gerade so viel, um an Paris, Liebe und «Ohlala» zu denken, nicht so sehr an den Zaz-Schmuddel.

Das Wörtchen «Kunst»

Man muss es unumwunden zugeben: Die Autorinnen, Musiker, Techniker, Produzenten und nicht zuletzt Helene Fischer sind alles Fachleute, die hundertprozentig wissen, was der Markt verlangt. Der Release «Helene Fischer» ist ein Produkt von absoluten Vollproffs – nicht anders als beim VW Tiguan auch. Und tatsächlich: Die CD «knallt derzeit durch die Decke», wie man in der Branche sagt. Daher: Wer sich in diesem Produkt ausreichend erfasst fühlt, sollte sich «Helene Fischer» unbedingt zulegen. Was Besseres ist derzeit nicht zu haben. Und das meine ich ohne Häme.

Ich werde mir das Produkt nicht kaufen. Ich möchte von Musik überrascht werden. Das clevere Kalkül ermüdet mich ein wenig, ein Zuviel an Stereotypen auch. Sehr sogar. Leider arbeitet jede Werbung stark mit Stereotypen, weil der Markt nur das Bekannte schätzt. Glauben zumindest die Marketingproffs. Ich nehme daher jetzt nicht das Wörtchen «Kunst» in den Mund, weil das überhaupt nicht cool ist. Aber was ist schon cool? Für mich ist das Liederalbum von Chilly Gonzalez und Jarvis Cocker cool. Erst fand ich es langweilig und irgendwie krümelig. Gestern Abend habe ich es mir dann in aller Ruhe angehört. Und dachte: «Was für ein Risiko!» Einfach eine LP mit ruhigen Songs, die meine ganze, uneingeschränkte Aufmerksamkeit brauchen. Das nenne ich Mut, denn es erfordert meine Zeit. Und genau diese Zumutung fehlt mir bei manch einem Produkt, das von Könnern gemacht wird.



Thiel

Energiezukunft

Von *Andreas Thiel*

Enthusiast: Die Weichen sind gestellt. Der Treibstoff der Zukunft heisst Biodiesel und wird aus nachwachsenden Ressourcen gewonnen. Der Begriff «Ölfeld» erhält jetzt eine ganz neue Bedeutung. Das Ölfeld der Zukunft ist das Rapsölfeld.

Skeptiker: Aus Raps kann man Treibstoff machen, aber aus Erdöl keine Nahrungsmittel. Während die armen Plantagenarbeiter in ihren Hütten verfrieren, weil Kohle- und Ölheizungen verboten sind, heizen die reichen, grünen Plantagenbetreiber ihre Öko-Villen mit Bananen und Orangen.

Enthusiast: Aber die Menschen verbrauchen doch immer mehr Ressourcen, und dieser Ressourcenverbrauch muss gestoppt werden.

Skeptiker: Solange die Menschheit wächst, wächst der Ressourcenverbrauch mit. Wenn Sie den Ressourcenverbrauch eindämmen wollten, müssten Sie die Menschheit dezimieren, was Sie übrigens auch tun, wenn Sie Getreidefelder zu Rapsölfeldern umpflügen. Mit Ihrem Biodiesel fahren Sie den Hunger in die Welt hinaus.

Enthusiast: Aber wir werden doch die Energie nicht nur aus Biodiesel gewinnen, sondern auch aus Windkraft und Sonnenlicht.

Skeptiker: Solarzellen produzieren zu wenig Strom, um ihren eigenen Schatten genügend auszuleuchten, dass darin auch nur eine einzige Sonnenblume wachsen könnte.

Enthusiast: Trotzdem! Der ökologische Fussabdruck des modernen Menschen ist einfach zu gross.

Skeptiker: Der ökologische Fussabdruck des Menschen wurde von Forschern definiert, deren intellektueller Fussabdruck eher klein ist.

Enthusiast: Ach, kommen Sie! Ich möchte doch bloss zum Denken anregen.

Skeptiker: Das wollen alle. Aber keiner ist mehr bereit, selber zu denken.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Der Schlüssel zum Luxus

«Spring Tastings» an der Zürcher Bahnhofstrasse.
Von *Hildegard Schwaninger*

Kaum scheint die Sonne, ist ganz Zürich auf den Beinen. Die Stadt funkelt vor Vergnügen und Lebensfreude. Donnerstagabend waren die «Zürcher Spring Tastings» an der Bahnhofstrasse. Dass man auf dem Weg dorthin Bundesrat **Alain Berset** im Restaurant «Conti» sitzen sah, war wie ein gutes Omen, dass an diesem Abend in Zürich etwas los ist. «Spring Tastings», das ist die – mittlerweile traditionelle – Einladung von Luxus-Boutiquen und Schweizer Weinhändlern zu Shopping und Weindegustation an der Bahnhofstrasse. Ein Superanlass, der die Strasse belebt, die Menschen beschwingt und den Konsum ankurbelt.

Wer eine der begehrten Einladungen hat, bekommt ein schwarzes Plastik-Bündel, das sich hier elegant «Bracelet» nennt. Das Bracelet am Handgelenk ist der Schlüssel zu allen 37 Top-Boutiquen, die an dem Event teilnehmen. Wir starten bei **Franz Türler** im Hotel «Savoy». Er hat einen Tag vorher der Branche einen Schock versetzt, als er seinen Wegzug vom Paradeplatz bekanntgab. Nach 110 Jahren wird das Traditionsgeschäft im September 2017 von Swatch übernommen. Der ultimative Nobeljuwelier **Harry Winston** zieht ein. **Franz Türler jun.**, der von seinem Vater **Franz Türler sen.**, der 45 Jahre am Paradeplatz war, das Geschäft übernimmt, empfängt eine getreue Kundschaft, vor allem alteingesessene Zürcher, die ziemlich unisono ihr Bedauern über die Mutation ausdrückt. Auf die Frage, was er jetzt plane, gibt sich Türler kurz angebunden: «Wir

werden sehen.» Bei Türlers gibt es Käse mit Aprikosenbrot und einen kostbaren Walliser Rotwein, aber keinen Weisswein. Türlers kennt seine Kunden. Die trinken lieber Rotwein. Bei Blancpain, der Uhrenboutique, die auch Türlers gehört, empfängt Geschäftsführer **Andreas Kobler** die zahlreichen Gäste. Man trinkt Epesses vom Genfersee. Die Boutique Blancpain wird ab September in eigener Regie weitergeführt.

Auf zu Vacheron Constantin, der ältesten Uhren-Manufaktur der Schweiz (seit 1744) und der jüngsten Uhren-Boutique an der Bahnhofstrasse! Auf den hundert Quadratmetern Fläche herrscht Riesengedränge, ein Discjockey macht Musik, aber so diskret, dass man sich noch unterhalten kann, und Geschäftsführer **Michael Raich** zeigt gerade einem chinesischen Kunden die neuesten Kreationen aus der Serie «Métiers d'Art». Passend zum Kundensegment der Stunde werden Peking Duck Rolls serviert. Der Wein wird von der Önologie-Ingenieurin **Nadine Sauer** (Weingut in Neftenbach) höchstpersönlich ausgeschenkt. Das Catering macht Franzoli, der an diesem Abend gleich in acht Boutiquen engagiert ist. Für Vacheron Constantin wurde im Hof der Bank Bär eine Mobilküche aufgebaut. **Daniel Dätwyler** schaut nach dem Rechten, hübsche Studentinnen servieren. Franzoli-Chef **Franz Rhomberg** treffen wir vor der Cartier-Boutique, wo Geschäftsführerin **Susanna Erb** diensteifrig ihre Kunden umwirbt. Cartier ist zurzeit wegen Umbaus an der Bahnhofstrasse an die Pelikanstrasse umgesiedelt.



Fast verliebt

Hetero-Lesben

Von *Claudia Schumacher*

Ich glaube, sie ist eine richtige Lesbel!», sagt Jasmine in einem Café in Edinburgh mit dem Elan der Frischverliebten. Wir haben uns vor Jahren in London kennengelernt, als ich sie im Rahmen einer Reportage

interviewte. Noch am selben Abend, nach fünf Bier, schlossen wir Freundschaft. Jasmine trägt ihr Herz auf der Zunge. Und ich kenne sie nur so: im Frühlingsmodus, verknallt und bereit, Bäume auszureissen. Das Objekt der Begierde ist immer wieder ein anderes. Nach Jasmynes letztem Satz kann ich mir kaum ein Lachen verkneifen. «Ach ja», sage ich schmunzelnd, «sie ist also richtig lesbisch. So lesbisch wie ihre fünf Vorgängerinnen?»

Jasmine ist bisexuell und ihr Liebesleben eine epische Katastrophe. Grob lassen sich Jasmynes Beziehungen in zwei Gruppen unterteilen: die harmlosen Versager und die Femmes fatales. Die harmlosen Versager sind bei Jasmine stets Männer, die sehr nett zu ihr sind. Sie verehren Jasmine, bieten Sex zum Einschlafen und sind im Beruf erfolglos. Laut Jasmynes Eigenanalyse hängt das damit zusammen, dass ihr Vater ein Taugenichts ist, der



Familie im Schlepptau: Katharina Wuermli.



Das Gedränge ist enorm: «Spring Tastings».



Lieber Rotwein: Franz Türler jun.

von Sozialhilfe lebt und Sexferien in Thailand macht. «So richtig einlassen kann ich mich nicht auf Männer», sagt sie monoton. «Da fehlen mir Respekt und Vertrauen.» Um Verletzungen zu vermeiden, trifft sie sich nur mit solchen, in die sie sich kaum verliebt. Bei Frauen allerdings kennt Jasmines Wagemut keine Grenzen. Sie wählt nicht nur ständig aufbrausende und konfuse Frauen, sondern auch solche, die gar keine richtigen Lesben sind. Die letzte Frau, die Jasmine das Herz gebrochen hat, ist heute mit einem Mann verlobt. «Bottom-up»-Lesben nennt Jasmine sie: Frauen, die zwar gerne andere Frauen küssen und obenrum ein bisschen fummeln nett finden, aber am Ende des Tages unterhalb der Gürtellinie doch einen Mann wünschen. Der Grund, weshalb Jasmine sich immer in Hetero-Frauen verliebe, sei, dass die «in der Regel besser aussehen». Jasmine ist attraktiv und feminin.

Bei Prada (auch hier kocht Franzoli) wuselt Department-Manager Marco Pruneri geschäftig herum. Hier gibt es einfach die schönsten Schuhe der Stadt! Chinesinnen und Russinnen drängen sich, fröhlich zwitschernd, um Schuhe, Taschen und die glamourösen Kleider. Claudia Knie (Knies Kinderzoo und «Himmapan Lodge» in Rapperswil) lässt sich die neuen Prada-Jeans zeigen (in ihrem schwarzen Prada-Pulli sieht sie zum Anbeissen aus); ihr Mann Franco Knie holt ihr galant (bei Monica Hasler Bürgi vom Weingut Rütihof in Uerikon) ein Glas vom Schaumwein Pinot Perle.

Mit ihren geschätzten 1,85 Meter Körpergrösse unübersehbar steht vor der Hermès-Boutique Katharina Wuermli, die Rechtsanwältin (Tax Expert). Im orangefarbenen Hosenanzug, der Signalfarbe von Hermès, im Schlepptau die ganze Familie. Vor der Hermès-Boutique steht man Schlange, das Gedränge ist enorm. Auch hier ist Franzoli am Werk, es gibt deftigen Speck, dazu Weine vom Hedinger-Weingut in Wilchingen. Kurz noch in die Uhren-Boutique Breguet (Weingut Erich Meier), zu Chanel (viele Chinesinnen, die – wie es aussieht – auch viel kaufen, jedenfalls probieren sie viel an), zu Bottega Veneta (beim noblen Römer sieht man die schönsten, bis in die Fingerspitzen gestylten Russinnen, sie schlürfen Schaumwein von der Domaine Bösch). Dann geht es noch kurz zu Gucci (Regli Weine, Hallau).

Mittlerweile leert sich die Bahnhofstrasse. Wir wollen noch zu Jimmy Choo, Meister Silber, Loro Piana, Bally, Rolex, Dior. Punkt 21.30 Uhr steht man vor verschlossenen Türen. Es war unmöglich, alle Einladungen zu schaffen. Also freut man sich aufs nächste Jahr.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Offenbar ist es schwer, eine Lesbe zu finden, die dasselbe bietet.

Jasmines Neue ist also eine Freundin von Freunden, der sie beim Tanzen in einem Klub näherkam und die daraufhin mit zu ihr nach Hause ging. Wie die Frauen vor ihr, hat auch sie einen Freund. Alkoholiert auf der Tanzfläche, wurde sie wohl einfach mal neugierig. Ständig versucht Jasmine, Hetero-Frauen auf ihre Seite zu ziehen, die dann aber wie ein Gummiband zurück zu den Männern schnellen. Eine Art Sisyphos-Arbeit in der Horizontalen.

Bemitleiden kann ich Jasmine trotzdem nicht, dafür ist sie zu glücklich. Die Energie, die sie aus ihren Abenteuern zieht, scheint grösser zu sein als der Kraftverlust durch Liebeskummer. Ein Leben im ewigen Frühling, um das man sie als Bindungsmensch mitunter beneiden kann.



Unten durch

Zwanzig Minuten

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du brauchst neue Unterhosen. Du möchtest wieder genau die gleichen kaufen, kannst dich aber nicht mehr erinnern, wo du sie damals gekauft hast, denn es ist sehr lange her. Das Zettelchen hinten am Bundgummi, auf dem früher die Waschanleitung und der Markenname standen, ist schon längst nicht mehr lesbar. Aber in der Not kommst du auf eine geniale Idee: Du fotografierst eine der alten Unterhosen, lädst das Foto ins Internet hoch und wählst dann die Funktion «Mit Google nach Bild suchen». Hui, da kommen aber viele Fotos! Die meisten davon zeigen Unterhosen, einige aber komischerweise Igel und Kaninchen, wahrscheinlich, weil deine Unterhose ein wenig aussieht wie der Fleck, den ein überfahrenes kleines Säugetier auf dem Asphalt hinterlässt.

Lange suchst du in der Masse der Unterhosenfotos nach einer Ähnlichkeit, aber das Problem ist, dass sie sich alle gleichen wie ein Ei dem anderen. Dir wird bewusst, dass eine Herrenunterhose ein sehr simples Kleidungsstück ist, das im Wesentlichen aus drei Löchern besteht. Das vierte Loch ist in den letzten Jahren aus der Mode gekommen, Gott weiss warum. Als du ein Bub warst, hatten Unterhosen vorn noch einen sogenannten Eingriff, aber dieses Wort hört man im Zusammenhang mit dieser Körpergegend nicht so gern. Ausserdem könnte es angesichts des häufig überqualifizierten Verkaufspersonals mit Migrationshintergrund heutzutage zu Missverständnissen kommen, wenn man sagt: «Guten Tag, ich hätte gern eine schwarze Unterhose mit Eingriff.» «Sie wollen mit oder ohne Narkose?», würde der Verkäufer fragen, der in seinem Heimatland Chirurg war. Jedenfalls bringt dich die geniale Idee auch nicht weiter, und deshalb machst du das, was du immer machst, wenn dir Google nicht helfen kann: Du fragst deine Frau. Sie sagt: «Es ist doch egal, welche Marke das war! Kauf einfach ein Dutzend neue bei Amazon. Aber nicht Slips! Die finde ich weibisch. Kauf Boxershorts. Aber keine blauen! Und auch keine mit Autos oder Hämmerchen und Ambossen oder Schraubenziehern drauf. Kauf einfach ganz normale halb-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

lange Shorts aus Baumwolle oder Mikrofaser – nur ja nicht aus Polyester! Das kannst du dir nicht erlauben.» Du fragst sie lieber nicht, warum du dir das nicht erlauben kannst, und ausserdem wirst du bestimmt nicht irgendwelche x-beliebigen Unterhosen kaufen, die du überhaupt nicht kennst. Also gehst du ins Shoppingcenter, zeigst dem Verkäufer in der Herrenabteilung eine deiner alten und sagst: «Ich möchte genau wieder die.» Der Verkäufer reibt mit dem Finger über den Stoff, hält die Unterhose ans Licht, dehnt sie in die Breite und sagt: «Olaf Benz. Ganz eindeutig. Aber eine alte Kollektion. Uralt. Die neuen sind viel besser.»

Er führt dich zum Regal und zeigt dir eine Unterhose, die 40 Franken kostet. Zugegeben, sie fühlt sich gut an, im Grunde wie ein Damenstrumpf, und du hättest nichts dagegen, den ganzen Tag mit einem Hauch von Luxus am Hintern herumzulaufen – aber du bist doch nicht verrückt und bezahlst 40 Franken für Luxus! «Welches ist die billigste Unterhose, die Sie haben?», fragst du, und als er sie dir zeigt, weisst du sofort: Das ist sie! Genau die hast du vor zehn Jahren gekauft. Du rechnest im Kopf kurz durch, wie viel Stück du bei der derzeitigen Abnutzungsrate im Verhältnis zu deiner geschätzten Lebenserwartung noch brauchen wirst, und kaufst exakt 28 davon. Es ist eine konservative Schätzung, bei der du aber berücksichtigt hast, dass du, falls du später einmal zum Pflegefall werden solltest, die Unterwäsche nicht mehr selber kaufen musst. Und weil du schon mal hier bist, kaufst du auch gleich noch zwei Paar von den Jeans, die du immer trägst, und zwei neue karierte Holzfällerhemden. Das alles ist in zwanzig Minuten erledigt: So effizient kaufen Männer ein!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Pinot von jenseits des Limes

Von Peter Rüedi

Der Breisgau ist das unterschätzteste Gebiet in ganz Baden, und wie im Markgräflerland ist der schlafende Riese endlich erwacht.» Der dies sagt, Hans-Bert Espe, mit seiner Partnerin Silke Wolf Betreiber des Weinguts «Shelter Winery» in Kenzingen, steht ausser Verdacht, mit dem Riesen sich selbst zu meinen. Seine zum Teil bis vierzigjährigen Reben kommen von ganzen fünf Hektaren. Zu neunzig Prozent konzentrieren sich Espe & Wolf auf Pinot noir, und in dieser Hinsicht schläft nicht nur der Breisgauer Riese noch tief, zumindest aus Schweizer Sicht. Die Schweiz insgesamt ist ja in önologischer Hinsicht eine Nische. Umso mehr halten helvetische Liebhaber ihr Inlandprodukt für das Mass aller Dinge. Kumuliert mit dem besonderen germanophoben Ressentiment, das der kleine Nachbar gegenüber dem grossen im Norden halb spielerisch, halb verbiestert pflegt, ergibt das ein handfestes Vorurteil gegen Weine von jenseits des Limes. Gut, mit Ausnahme deutscher Rieslinge, da kommen auch Schweizer Weinfreunde um ein paar sch-

mallippige Komplimente nicht herum. Aber Pinot noir aus Deutschland? Das ist doch schon fast wie Gutedel. Wenn der Chasselas-Freund die pleonastische Vokabel nur schon hört, schnürt es ihm die Kehle zu. Desgleichen bei deutschen Spätburgundern. Tatsächlich ist selber schuld, wer sich beiden Pinots von Shelter Winery verknüpft. Der Pinot noir stammt von älteren Reben in ungewöhnlich eingeschränkter Produktion (um achtzehn Hektoliter pro Hektar). «Dank der enorm niedrigen Erträge sind die Beeren eher physiologisch reif (...). So können wir relativ früh lesen und erhalten dadurch Frische», sagt Espe. Das galt allerdings nicht für das trockene Jahr 2014, in welchem dann heftige August-Regen die Trauben teilweise platzen liessen und zu scharfer Selektion und später Lese zwangen.

Entstanden ist dadurch freilich ein intensiver, geschmeidiger, elegant runder Pinot noir, ungewöhnlich würzig und mineralisch und mit relativ viel belebender Säure. Allerdings muss man die etwas kantigen, interessant bitteren Tannine im Abgang mögen – oder sich in Geduld üben, sei's bei der Lagerung der Flasche oder bei längerem Dekantieren. Die jüngeren Reben werden bei Shelter Winery für den einfacheren Spätburgunder verwendet, der allerdings nur in Relation zum grossen Bruder ein «kleiner» Wein ist: ein ungemein knackiger, eigenwilliger, süffiger Blauburgunder mit sensationellem Preis-Genuss-Verhältnis. Auch er irritiert leicht mit ein paar bitteren finalen Noten. Ob sich die mit der Zeit geben (angesichts des Drehverschlusses), fragt sich Spezialist Stephan Reinhardt. Ich kann damit, nach etwas Lüften, schon jetzt gut leben.

Shelter Winery Pinot noir 2014. 13,5%. Peter Kuhn Weine, Dielsdorf. Fr. 34.–. www.peterkuhnweine.ch

Shelter Winery Spätburgunder 2014. 13%. Ebenda. Fr. 13.50



3.–4. Juni

Offene Waadtänder Weinkeller





Auto

Gesetz des Masshaltens

Sachlichkeit steht im Zentrum der Fahrzeuge von Suzuki. Im neuen Swift macht das grosse Freude. *Von David Schnapp*

Zu den Autos, die einem von der ersten Sitzprobe an ein gutes Gefühl geben, gehören für mich jene von Suzuki. Dabei sind die kleinen bis kompakten Japaner eher zweckdienlich als modisch, Sachlichkeit scheint für die Ingenieure und Designer im Zentrum zu stehen. Konsequenterweise arbeiten sie daran, dass ihre Autos nicht zu gross und nicht zu durstig werden.

Der neue Swift, den ich zuletzt fuhr, hat fünf Türen und die übersichtlichen Aussenmasse

Suzuki Swift 1.0 Boosterjet Compact Top Hybrid

Leistung: 111 PS / 82 kW, Hubraum: 998 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h
Preis: ab Fr. 15990.-,
Testwagen 19990.-



von 3,8 Meter Länge auf 1,5 Meter Breite. Er ist nicht einmal eine Tonne schwer und bietet Platz für zwei grosse und zwei kleine Personen sowie etwas Gepäck. Das reicht in etwa 90 Prozent aller Situationen, in denen man ein Auto benötigt, vollkommen aus.

Sinn der Technik

Mein Swift war mit dem Mild-Hybrid-System SHVS ausgestattet, dazu gehört eine kleine Lithium-Ionen-Batterie und ein Elektromotor, der für das Start-Stopp-System, den Anlasser und die Beschleunigung auf den ersten Metern ausreicht. Rein elektrisch fahren kann das Auto nicht, dazu brauchte es einen grösseren Elektroantrieb und eine grössere Batterie, das passt nicht zur Grundphilosophie des Masshaltens, die man bei Suzuki pflegt. Aber in Verbindung mit dem Dreizylinder-Turbobenziner scheint der Antrieb sinnvoll zu sein: Ohne besonders ökologische Fahrweise, die aus sanftem Anfahren und Tempodrosselung auf der Autobahn bestanden hätte, kam ich

nach zwei Wochen mit dem Swift auf einen Durchschnittsverbrauch von 5,2 Liter Benzin, was angemessen wirkt.

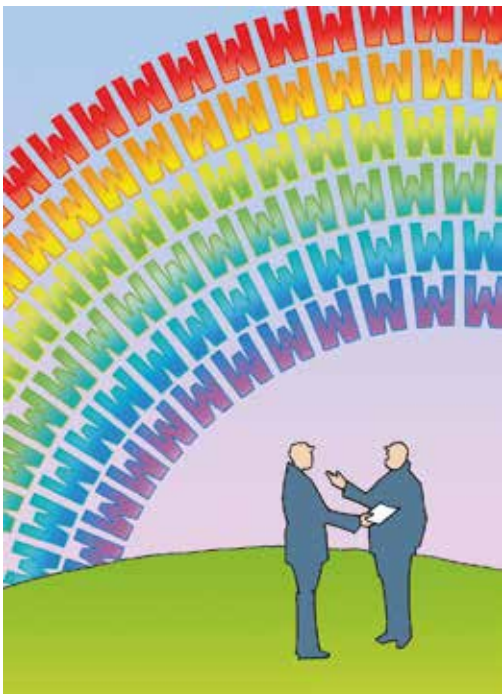
Das gute Gefühl, das einem der Swift gibt, wird unter anderem durch die Sinnhaftigkeit der Technik hervorgerufen. Das Navigations- und Entertainment-System mit Touchscreen ist übersichtlich, die Fünfgang-Handschaltung angenehmer, als man es als verwöhnter Automatikfahrer zunächst glaubt, und der Swift ist zum Beispiel mit einem Abstandstempomaten ausgestattet, einem der wichtigsten Assistenzsysteme, die es heute gibt. Das Design des Innenraums wirkt unaufgeregt, aber hat durch die klare Aufteilung und die klassischen Rundinstrumente eine gewisse Eleganz.

Unterwegs wirkt der Vorderrantrieb (auch als Allgrip 4x4) angenehm neutral, das Fahrwerk ist für einen so kompakten Wagen erstaunlich komfortabel, dennoch dynamisch genug. Durch die Suzuki-typische Direktlenkung hat man immer präzise Informationen über die Beschaffenheit der Strasse, und nur bei ganz schlechtem Untergrund verlässt einen der Federungskomfort.

Fazit: Der neue Swift hat alles, was ein Auto braucht, aber von nichts zu viel. Die Konzentration auf das Wesentliche kommt bei Suzuki dabei nicht streng-protestantisch daher, sondern durchaus lebensfreudig.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man dem Chefredaktor der *Weltwoche* vorwerfen, er mache mit Bildern und Texten Abstimmungspropaganda für das Energiegesetz? *Hans H. Steffen, Fischenthal*

Natürlich darf man das: Die *Weltwoche* betreibt Journalismus als möglichst offene und sachliche Auseinandersetzung zu den Themen, die uns interessieren und wichtig sind. Wir unterdrücken keine Stimmen, nur weil sie bestimmten Meinungen der Redaktion widersprechen. Im Gegenteil, wir lassen sie prominent zu Wort kommen, damit sich der Leser ein unabhängiges Urteil bilden kann. In den linken Mainstream-Medien ist es üblich, dass Politiker, die bei den Journalisten schlecht wegkommen, auch bei der Bebilderung in möglichst unvoreilhaftigen Posen und möglichst unsympathisch dargestellt werden. Diese manipulativen Methoden wenden wir nicht an. Wir haben Bundesrätin Leuthard schon oft und ausgiebig für ihre populistische Energiewende kritisiert, aber selbstverständlich zeigen wir die Frau im Bild von ihrer besten Seite, und auch in den Artikeln werden fair auch ihre Stärken gezeigt. Einseitiger Thesen-Journalismus, der alles ausblendet, was nicht ins vorgefasste Bild passt, ist nicht der Journalismus der *Weltwoche*.

Roger Köppel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Nein, die Relativitätstheorie ist kein fauler Sonntagsspaziergang.»

Herbert Hunziker

Weder dumm noch faul

Nr. 19 – «Auch Superhirne können irren»;
Alex Reichmuth über Albert Einstein

Einstein auf seine Irrtümer und Charakter-schwächen zu reduzieren, greift definitiv zu kurz. Apodiktisch schreibt der Autor: «Einstein war faul.» Gestützt wird diese Behauptung von einer Aussage des Klassenlehrers Einsteins am Münchner Luitpold-Gymnasium. Nein, Einstein war weder dumm noch faul! Seine Schulzeugnisse weisen durchwegs gute bis sehr gute Noten aus. Seine Mutter Pauline schreibt 1896 an ihre Schwester: «Gestern bekam Albert seine Noten, er wurde wieder der Erste, er bekam ein glänzendes Zeugnis.» Nein, die Relativitätstheorie ist kein fauler Sonntagsspaziergang, vielmehr ist sie eine einzigartige geistige Leistung, eine gewaltige Tat, die tiefe Würdigung verdient. *Herbert Hunziker, Oberentfelden*

Im roten Bereich

Nr. 20 – «Trumps Woche»;
Weltwoche-Kolumne über Donald Trump

Seit Wochen, ja Monaten beobachte ich die Berichterstattung der *Weltwoche* über Donald Trump. Wie zu erwarten war, dreht die linksliberale internationale neue Weltordnung im roten Bereich. Seien wir doch ehrlich – würde der gewählte amerikanische Präsident ans Rednerpult treten und verkünden: «Lasst uns nun Weltfrieden umsetzen!», ja dann würde ein Wutschrei sondergleichen weltweit ausbrechen: «Wenn hier jemand Weltfrieden macht, dann sind wir das!» Aus diesem Grund sage ich der neuen globalisierten, digitalen, linksliberalen, früher rot-grünen Aussenseiter-Yakuza: «Macht nur weiter so, aber ohne mich und nur über meine Leiche.» *Oliver Patrick Kopp, Rüti ZH*

Eklatante Diskriminierung

Nr. 19 – «Freie Ärzte im freien Fall»;
Christoph Mörgeli über Gesundheitspolitik

Bundesrat Bersets Eingriff in das Tarifwesen benachteiligt klar die frei praktizierenden Ärzte. Dabei wird übersehen, dass ein Grossteil der Kosten durch Kliniken und Versicherer selber verursacht wird. Im Unterschied zu den gut kontrollierbaren Praxisärzten sind deren Leistungen nicht transparent. Sparmassnahmen sind sicherlich notwendig, dürfen aber nicht nur eine gut kontrollierbare Gruppe von Ärzten treffen, sondern müssen gerecht auf alle Akteure verteilt werden. Alle, also auch Gesundheitspolitiker, Ökonomen, Berater und Versicherungen, müssen gleichermaßen in die Verantwortung genommen werden.

Fraglich ist auch, ob diese eklatante Diskriminierung frei praktizierender Ärzte vor dem Bundesgericht standhalten würde.

Christopher Zurschmiede, Trogen

Er macht nicht viel, unser Bundesrat Berset. Aber wenn er etwas macht, dann ist es sicher ein Flop. Die Notfallpauschale abzuschaffen, ist nur ein Beispiel. Eine Einheitskasse ein weiteres. Dass sich die Einheitskasse zu einem unkontrollierbaren Kostentreiber hochschaukeln würde, übersteigt sein Vorstellungsvermögen. Am liebsten würde er alles verstaatlichen und den Inhalt dieses Kataloges selber bestimmen. Der Sonnenkönig lässt grüssen. *Armin Grieder, Basel*

Gegendarstellung

Nr. 18 – «Komplott erfunden»;
Rico Bandle über die «Rundschau» und den Fall Walker

Die *Weltwoche* schreibt in einem Artikel über den «Fall Walker», die Sendung «Rundschau» habe kleinste Indizien für die Komplottthese riesig aufgebauscht und alles, was dagegen sprach, ignoriert. Dies ist nicht richtig. Die «Rundschau» hat ausgewogen berichtet und die Zuschauer nicht getäuscht. Weiter schreibt die *Weltwoche*, das Bundesgericht habe die «Rundschau» auch bezichtigt, versucht zu haben, das Gericht mit selektiven Schwärzungen ihrer Beweisunterlagen in die Irre zu führen und zu täuschen. Dies ist nicht richtig. Das Bundesgericht schreibt, dass das SRF in dem eingereichten Dokument Schwärzungen «offenbar selektiv vorgenommen» hat und der «Sinn des Dokuments dadurch verändert wurde», was einer «eigentlichen Manipulation» gleichkomme. Wir halten dazu fest, dass die Dokumente gerichtlich herausverlangt wurden und die Schwärzung deshalb selektiv erfolgte, weil eine falsche Anschuldigung verhindert werden sollte.

Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest. Sie stützt sich auf das Urteil des Bundesgerichts zum Fall Walker vom 10. April 2017.

Korrigenda

Im Artikel «Sehr beweglich» (*Weltwoche* 20/2017) haben wir Bundesrätin Doris Leuthard älter dargestellt als sie ist. Tatsächlich wurde sie nicht im Jahr 1961 geboren, sondern 1963. Zudem besuchte sie die Kantonsschule in Wohlen AG.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschrift. Sie muss sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20			21								22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43		44					
		45							46					
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Er will hoch hinaus

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Man denkt bei der Venus von Milo an eine wie sie. 7 Eine typisch englische Behauptung. 12 Die Stadt war ein Zentrum des Arabischen Frühlings. 13 Gemeinde mit höchstem Punkt auf dem Napf. 16 Dieser Hans, war schweizerisches wie künstlerisches „Urgestein“. 17 Ein Josef, der nach Griechenland auswanderte. 18 Da haben Zahlwort und Satzzeichen mit Regen bzw. Schnee zu tun. 20 Beherzt muss man sich das vorstellen. 22 Schaut man zurück, landet man in jener längst vergangenen Zeit. 23 Das Paar im ... – Titel von Hansjörg Schneiders Roman. 25 Triumphieren folgt darauf. 27 Der irische Heilige wird mit weiterem r zum Rettungshund. 29 Deutscher Barock: ein Klinggedicht. 30 Politische Gemeinde oder Lebensgemeinschaft. 33 Der Zauber verzaubert hier mehrfach. 34 Wir begrüßen es jedes Jahr. 35 Aktueller Anwender digitalen Zuschnitts. 37 Die verheerendste aller Menschheitsseuchen. (Seneca) 39 Milde könnte poetisch gesprochen ihre Schwester sein. 41 Ein Blutsauger, doch keine Spur von Dracula. 42 Ebenes Bauteil erzeugt rund Musik. 43 Womit Mann oft seine Barthaare kürzt. 45 Entspricht 37 waagrecht in Verbform. 46 Schief fliegen, liegt aber nicht an der Unterlage. 47 Manche sind so, andern geht's so. 48 Für Adam war sie noch eine unbekannte Grösse. 49 Ein unvollständiger Name.

Senkrecht — 1 Ein Heiliger aus Brasilien. 2 Er passt zum guten Essen wie zum Gespräch. 3 Der von Lesbos: ein antiker Sängerstar. 4 Ohne die Bohne wird daraus nichts. 5 Die Sizilianer und ihr Mongibello, wie sie ihm auch sagen. 6 August Strindberg und sein Drama mit dem Fräulein. 8 Der „Hausi“, vom Bobfahrer zum Unternehmer. 9 Das französische Flüsschen ist kürzer als der Arno. 10 Ganz spezielles Produkt von Drüsen. 11 Von Zeit zu Zeit. 12 Der Stoss ist auch Vergnügen. 14 Der American Football hat sich daraus entwickelt. 15 Kein Wehwehchen, doch nicht weiter schlimm. 19 Vorsteher mit göttlichem Segen. 21 Jener Barry mit seinem Hit Eloise (1968). 24 So wirkt Musik nicht sehr harmonisch. 26 Einen roten Kopf kriegen ist nur eine Variante. 27 Beim Zuber denkt man an Wäsche, bei ihr an Wein oder Papier. 28 Konsequenz einer Tat, an der nicht nur der Gläubige zu kauen hat. 31 Jene (Dreiecks-)Beziehung kennen vor allem Franzosen. 32 Rechtsgelehrte, wie Moslems sie kennen. 33 Für 5 senkrecht in deutscher Version fehlt ein n. 36 So genannte Small interfering RNA. 38 Bulgarische Stadt und Zwetschgensorte. 39 Zeitgemässer Abfall, zwar geruchlos aber lästig. 40 Mancher muss zuerst seinen Kopf verlieren, um es zu finden. 41 Irland für jene, die es genau nehmen. 44 Für Briten ist die Begierde Sünde.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 518

I	J	B	E	L	E	G	H	Q	U	S	E
R	A	D	I	O	R	D	U	R	B	E	T
M	I	E	T	W	A	G	E	N	P	O	L
A	R	E	A	L	A	N	N	E	L	I	R
O	I	E	N	T	I	P	U	T			
A	L	B	I	N	O	T	B	I	S	K	P
N	O	R	A	N	A	E	H	E	N	R	S
W	I	A	N	E	R	K	L	A	P	S	
U	F	E	R	E	J	N	E	M	I	K	E
R	I	T	U	S	M	R	A	U	B	E	N
F	R	E	I	M	A	U	R	E	R	A	E
E	R	Z	E	S		K	E	U	L	E	

Waagrecht — 3 BELEG 7 HOUSE (auch engl. f. Haus) 12 RADIO 15 EDUR (E-Dur) 16 BETT 17 MIETWAGEN 18 POLAR 19 AREAL 20 ANNE 22 LIRE 23 LENT (engl. f. Fastenzeit) 25 IPU (kurz f. Isoproturon) 27 ALBINO 30 BISK (-aya) 33 (Eleo-) NORA 34 NAEHEN 37 RSI 39 ANNEE (franz. f. année, weibl. im Gegensatz zu an, männl.) 40 KLAPS 42 UFER 45 EINEM (Miene) 47 IKEA 48 RITUS 50 RAUBEN 51 FREIMAURER 52 AECS (Aero Club der Schweiz, Dachverband des Flugsportes) 53 ERZE 54 KEULE

Senkrecht — 1 IRMA 2 IDEE 3 BOWLEN 4 LEGAT 5 EDEN 6 GUNN 8 OBOLUS 9 UELI 10 START 11 ETRE (franz. f. Sein) 13 AIROLO 14 ITALIA 21 EIBE 24 NONNE 26 PINK (Floyd, Hit war Money, Geld) 27 ANWURF 28 BRUETER 29 TEEN 31 KRAKEEL 32 PISA 35 ANIMUS 36 HEERE 38 SPENCE (Opernsänger) 41 LIBAU (dt. Name der Stadt) 43 FIRE 44 RUIZ (hiess eigentlich Pablo Ruiz Picasso) 46 MARK 49 SME (Ems)

Lösungswort — **HOELLENFEUER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



SEAT

NEW LEON CUPRA.

300 PS / 4×4 / DSG



164 g CO₂/km (Durchschnitt Neuwagen 134 g), Energieeffizienz-Kategorie: G.

TECHNOLOGY TO ENJOY